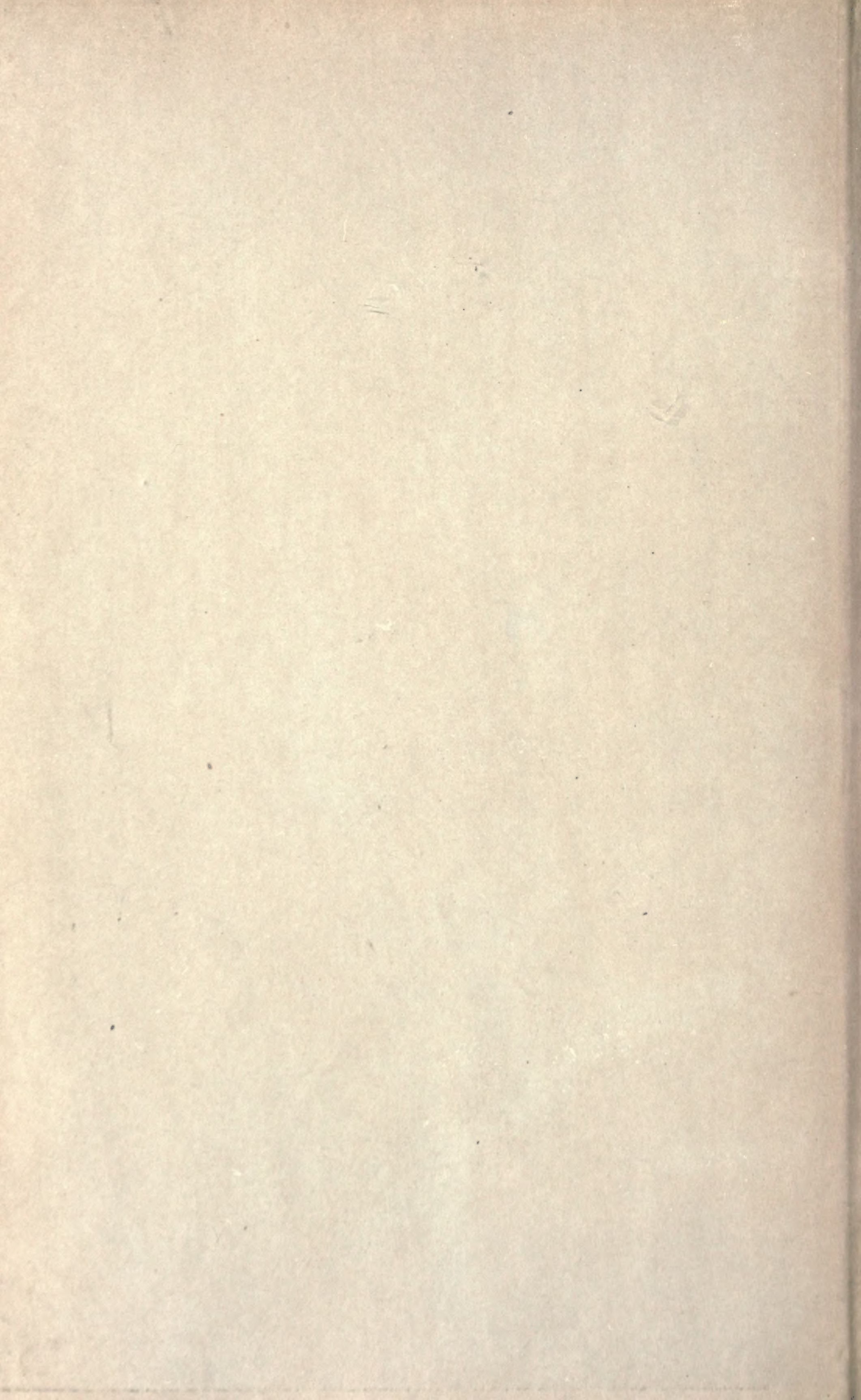
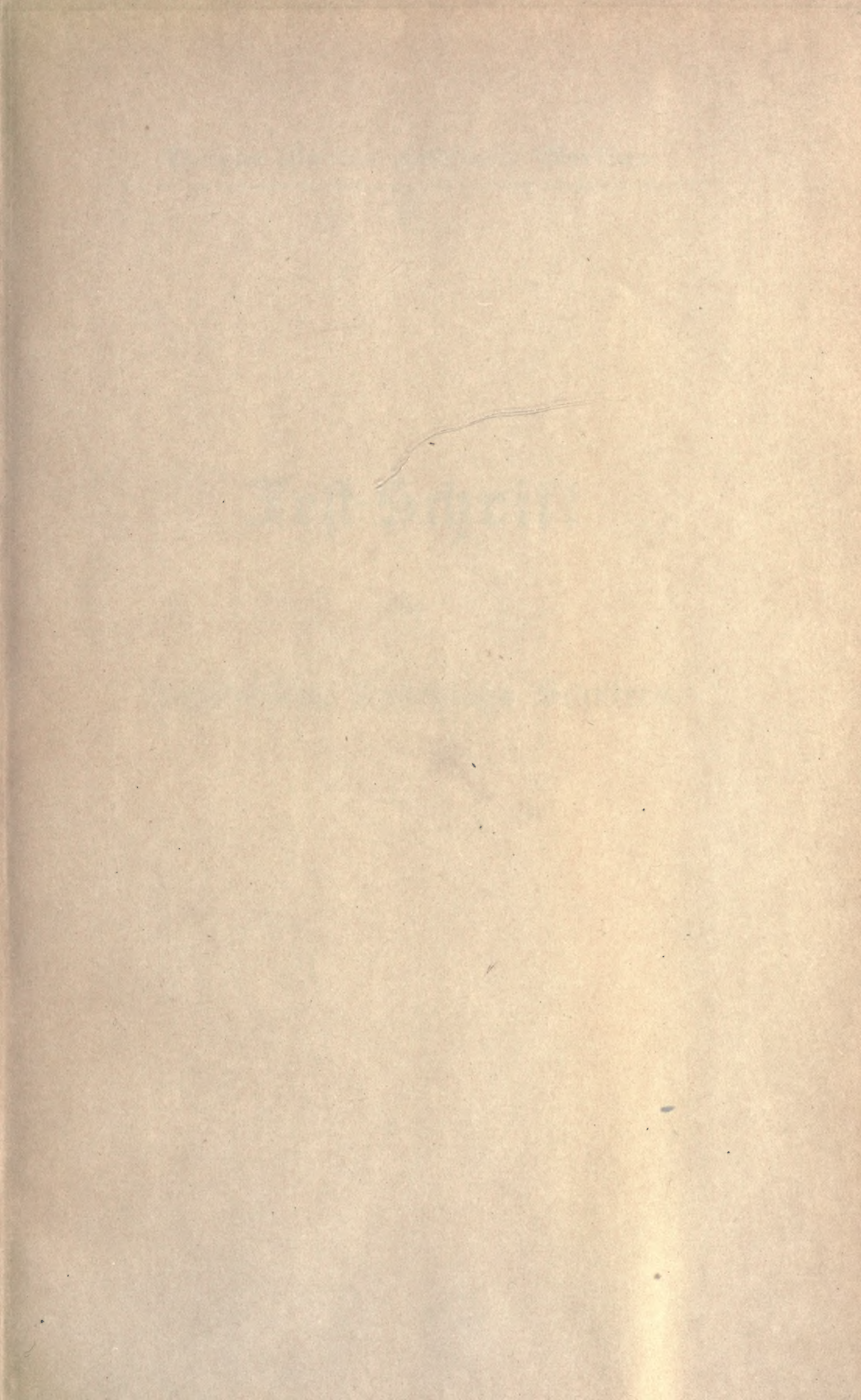
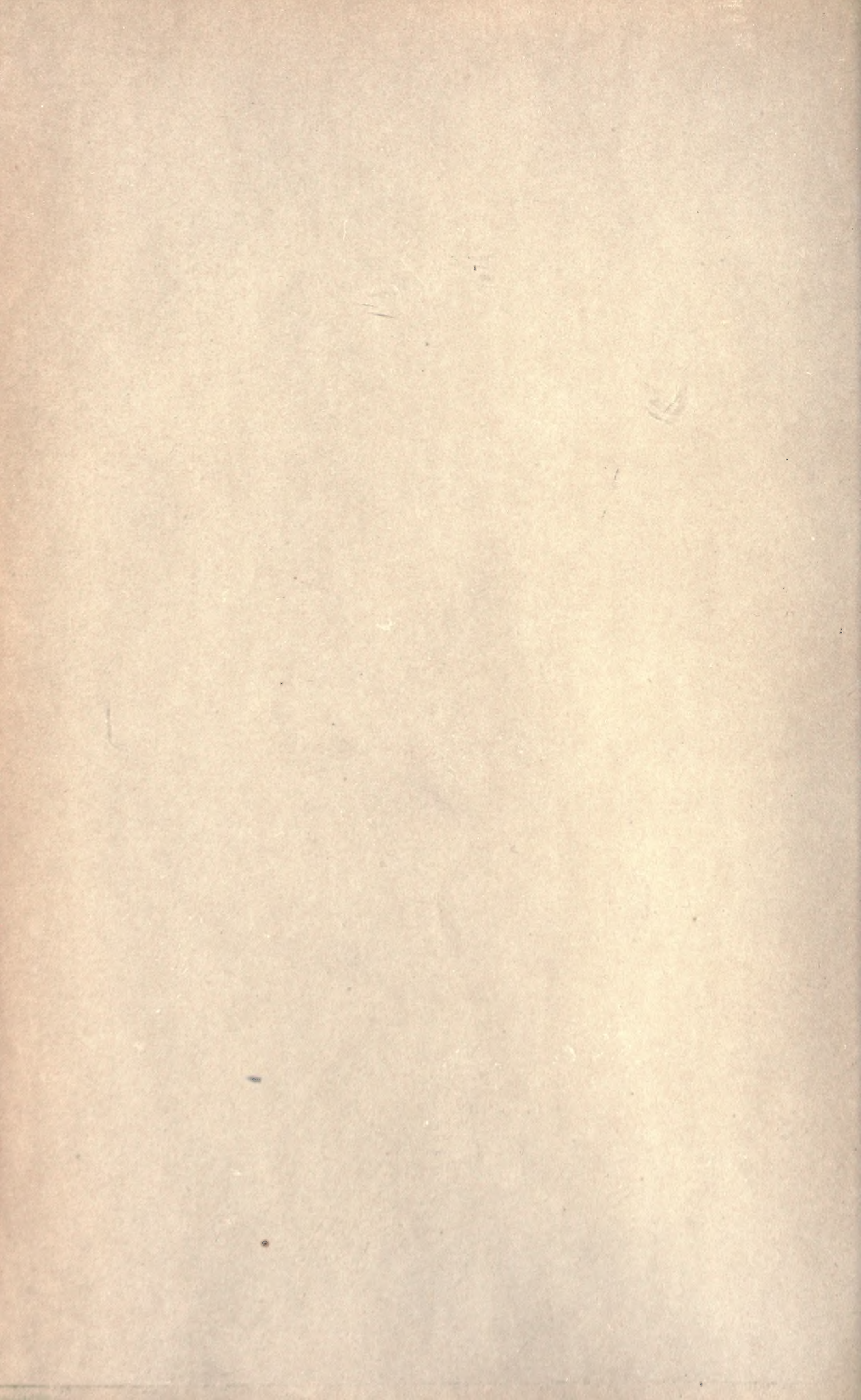






Verein für die Geschichte Berlins

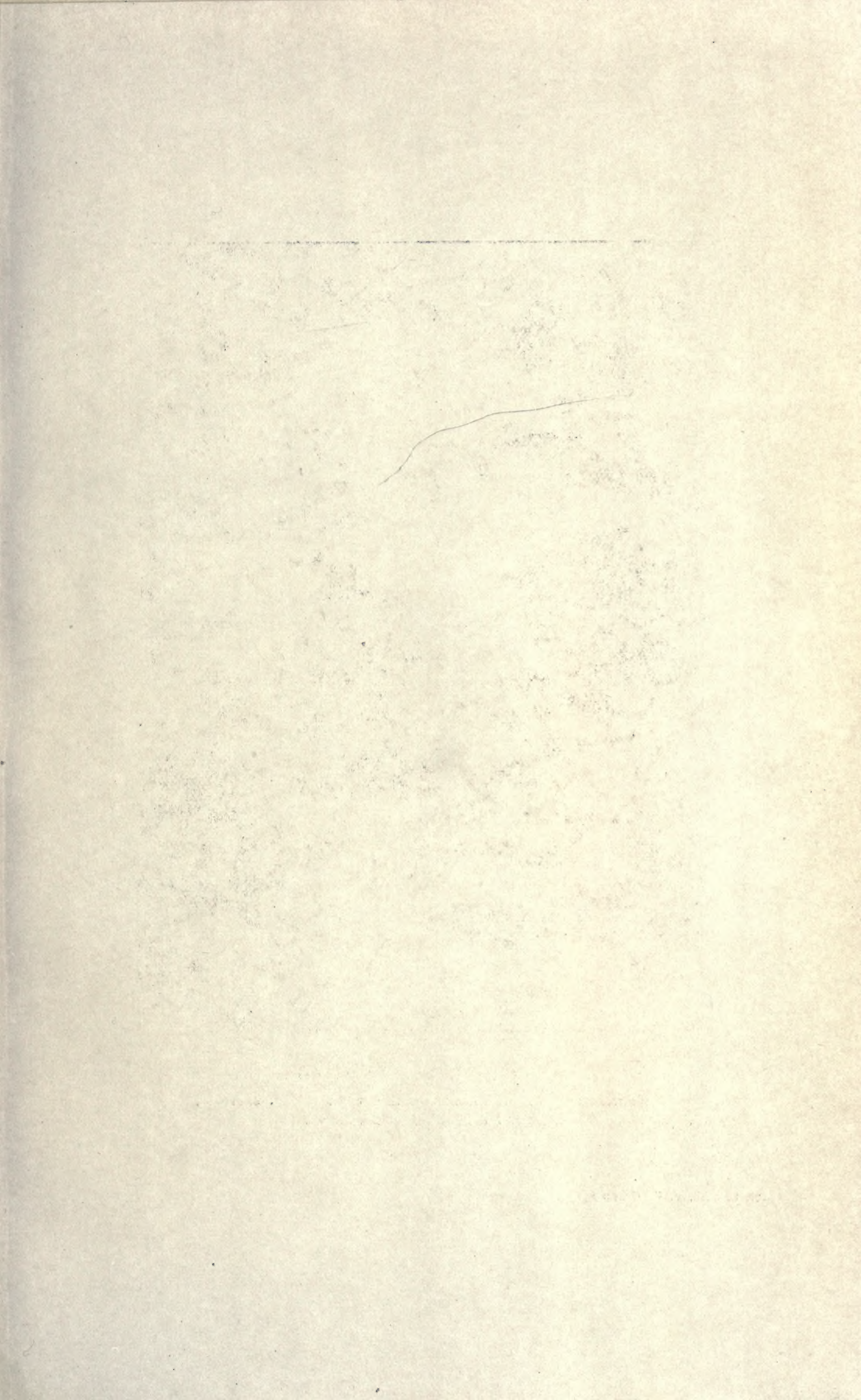


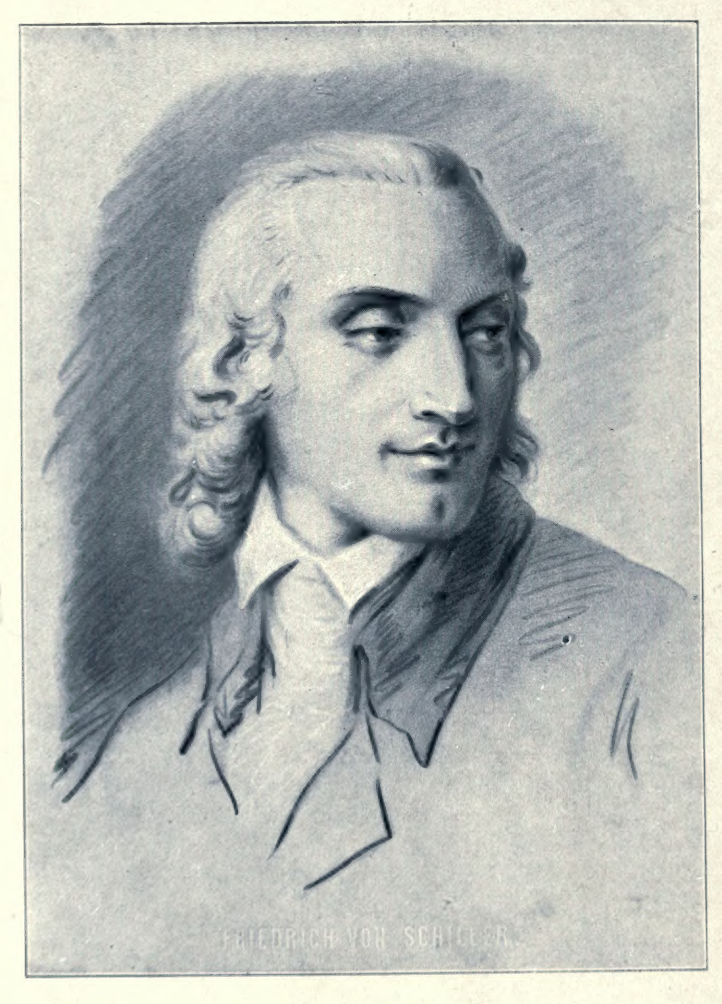
# Fest-Schrift

zum

## Hundertsten Todestage Schillers

Heft 40 der Schriften
des Vereins für die Geschichte Berlins






**Friedrich von Schiller,**

Gemalt während seines Aufenthaltes in Berlin von Prof. Weitsch,
Direktor der Königl. Akademie der Künste.

N. d. Lith. v. F. Chevalier.

# Schillers Reise nach Berlin

## im Jahre 1804

Nach einer hinterlassenen Handschrift des Majors **Seidel**

herausgegeben

im Auftrage des Vereins für die Geschichte Berlins

von

**Professor Dr. Albert Pick**

Mit einem Vorwort

von

**Professor Dr. Georg Voß**

Mit Abbildungen



Berlin 1905
Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins
In Vertrieb bei
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71



# Zu unseren Bildern.

In den Tagen, als Schiller in Berlin weilte und die ganze Bevölkerung dem gefeierten Dichter zujubelte, ist in unseren Mauern eins der schönsten Porträts Schillers entstanden. Eins der schönsten und zugleich eins der letzten, welches den Schöpfer des „Tell“ auf der Höhe seines Lebens darstellt. Zu den nachfolgenden Schilderungen der Erlebnisse Schillers in Berlin soll die treue Wiedergabe dieses Porträts die stimmungsvolle Einleitung bilden.

Der Maler des Bildes ist der Direktor der Berliner Akademie der Künste, Weitsch, der damals hochgefeierte Hofmaler König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise. Die großen Porträts des Königs und der Königin in den Schlössern von Berlin und Potsdam legen von seiner Kunst Zeugnis ab.

Der Maler des Bildes ist dem Zuge jener Zeit gefolgt. Er hat sich nicht damit begnügt, die Züge Schillers mit schlichter Unbefangenheit treu und trocken nach der Natur wiederzugeben. Mit der Sentimentalität seiner Zeit hat er in das Bild alles das hineingelegt, was ihm in der Erinnerung an die Werke des Dichters vor der Seele schwebte. Die zarte Empfindsamkeit jener merkwürdigen Epoche des deutschen Geisteslebens klingt uns in leisen Klagetönen aus dem Bilde entgegen. Das ist die Zeit, die sich so gern ausweinte. Es ist uns, als ob wir die Worte des Dichters hören: Doch Tränen gab der öde Lenz mir nur.

Das in Pastellfarben gemalte Bild befindet sich im Kupferstichkabinett der Königlichen Museen zu Berlin. Es ist lebensgroß und in wenigen, sehr zarten Farbentönen ausgeführt. Vor etwa 50 Jahren hat der Berliner Maler F. Chevalier eine farbige Lithographie danach gemacht, die zu den besten Erzeugnissen dieses einst in Berlin so hoch stehenden Kunstgebiets gehört. Das große, schöne Blatt ist

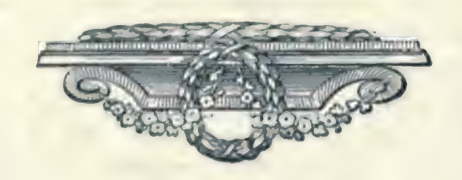
heute außerordentlich selten geworden. Die Reproduktion, welche unsere Festschrift bringt, stammt aus der trefflichen „Geschichte der Theater Deutschlands" von Otto Weddigen. Der Verleger des Werkes, Herr Ernst Frensdorff, hat uns die Platte, ebenso wie die übrigen Abbildungen der Festschrift zur Verfügung gestellt. Der Verein für die Geschichte Berlins spricht dafür an dieser Stelle seinen herzlichsten Dank aus.

Es befindet sich unter den Abbildungen namentlich die schöne Darstellung des Krönungszuges aus Schillers „Jungfrau von Orleans". Das Blatt schildert die Szene nach der Einstudierung des Dramas unter Ifflands Leitung auf der Bühne des Königlichen Schauspielhauses.

Die seltsamen gotischen Formen dieser Kathedrale sind ein merkwürdiges Zeugnis der frommen Schwärmerei für die künstlerischen Ideale des Mittelalters, welche damals mächtig die Gemüter ergriffen hatte. Die romantischen Träume eines Wilhelm Wackenroder spiegeln sich in der phantastischen Architektur dieses Hintergrundes auf das lebhafteste wieder. Das Kunstblatt ist in Berlin entstanden und dem in dem nachfolgenden Forschungen so oft genannten Iffland, dem treuen Freunde Schillers, gewidmet.

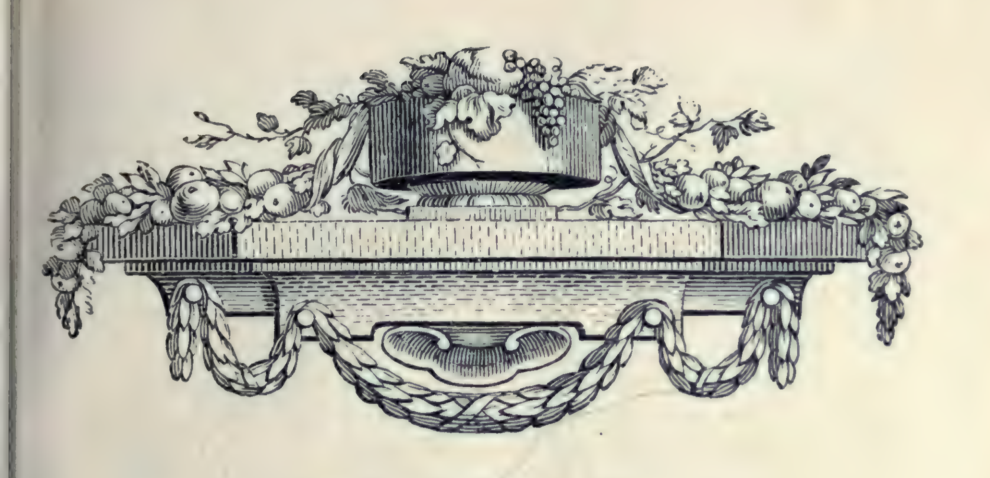
Als Schiller nach Berlin kam, hatte der beredteste Schilderer des Berliner Lebens, der Maler Daniel Chodowiecki, schon seit drei Jahren die Augen geschlossen. Er würde die Züge Schillers wohl wesentlich unbefangener mit dem schlichten Wirklichkeitssinn seiner Kunst dargestellt haben, doch ohne den poetischen Hauch, welcher das Gemälde von Weitsch verklärt. Freuen wir uns, daß durch ihn auch die Berliner Kunst an den Huldigungen teilgenommen hat, welche in jenen denkwürdigen Tagen alle Kreise der Gesellschaft Berlins dem Dichter entgegenbrachten.

Georg Voß.



# Inhalt.





# Berlin und Weimar.

Hundert volle Jahre und etliche Monate sind seit jenen Vorgängen aus dem Leben unseres großen Dichters verflossen, die auf den nachfolgenden Seiten den Quellen gemäß dargestellt werden sollen.

Die Betrachtung führt nach zwei Orten, an denen die Gedanken des Vaterlandsfreundes mit Vorliebe verweilen — nach Berlin und Weimar.[1])

Der Genius Friedrichs des Einzigen waltete schon lange nicht mehr über der preußischen Hauptstadt, und bereits hatte unter König Friedrich Wilhelm II. der Architekt Langhans am westlichen Ausgange der Straße „Unter den Linden" das Brandenburger Tor nach dem Vorbilde der Propyläen der athenischen Akropolis errichtet; bereits auch war durch den Dramaturgen des National-Theaters auf dem Gendarmenmarkte, den Professor Engel am Joachimsthalschen Gymnasium, unter Beihilfe des treu-fleißigen Ramler, die Berliner Schauspielkunst zu hoher Blüte gefördert. Jenes Kunstinstitut gelangte zu noch weiterer Vollkommenheit durch den Hannoveraner August Wilhelm Iffland, der seit 1797 an dieser Stätte heimisch geworden war. Gleichwohl dürfte Berlin damals nicht mehr als 150 000 Einwohner gezählt haben.

Gleichzeitig steigt vor unserem geistigen Auge jenes Weimar von 1804 auf. In den Jahren 1790 bis 1803 war unter Goethes gut-

---

[1]) Eine Gegenüberstellung dieser beiden Städte in ihrer geistigen Bedeutung enthält der in der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft zu Weimar den 31. Mai 1890 gehaltene Vortrag G. v. Loepers „Berlin und Weimar", abgedruckt in der „Deutschen Rundschau" 1890, Heft 10, S. 30 bis 39.

achtlicher Leitung das heutige großherzogliche Residenzschloß aufgeführt worden, und damals wie heute zog sich an dem leise rauschenden Strome vom Schlosse aufwärts der Park dahin mit lebendigem Rasengrün, prächtigen Baumgruppen und schattigen Alleeen. Kein greller Ton der Dampfpfeife drang herüber von der Stelle, wo heute der Bahnhof steht, und wenn Karl August und Goethe sich nach Schloß Wilhelmsthal bei Eisenach begeben wollten, so mußten sie die ganze Strecke mit ihrem halboffenen Wagen auf der Landstraße zurücklegen, über Erfurt und Gotha, und ihnen vorauf ritten jene in roten Livreeen steckenden Diener, die man in Erfurt scherzweise die „Weimarer Krebse" nannte. — Wenn uns Goethes Haus am „Frauenplan" heute, als Ministerwohnung angesehen, recht bescheiden vorkommt, — was soll man erst von jenem rührend einfachen Häuschen mit den grünen Fensterladen an der „Esplanade" sagen, das unser Schiller seit zwei Jahren, seit dem 29. April 1802, sein eigen nannte, und von dem es ihn plötzlich einmal hinwegzog nach jener märkischen Residenz, wo der gute König Friedrich Wilhelm III. und die holde Königin Luise ihren Untertanen, besonders den in sorglosem Genusse dahin lebenden Berlinern, das Vorbild des allerglücklichsten und reinsten Familienlebens boten?





# Sehnsucht nach Berlin.

Der Gedanke, in Berlin einen seiner Geisteskraft entsprechenden Wirkungskreis zu finden, war unserem Dichter nicht neu. Schon mehr als zwei Jahrzehnte vorher, als er seinem erhabenen Berufe Familie, Heimat und eine gesicherte Zukunft opferte, schrieb er, der Flüchtling, am 6. November 1782 an seine Schwester Christophine: „Ich schreibe Dir gegenwärtig auf meiner Reise nach Berlin, wo es mir in mehr als einem Fach nicht fehlschlagen kann, wo, nach dem einstimmigen Urtheil Aller Menschen, denen ich meine Umstände vorlegte, mein Glück aufgehoben seyn mus."[1]) ... Bisher war man im Zweifel darüber, „ob," wie Jonas sagt, „Schiller tatsächlich an eine Reise nach Berlin gedacht, oder dies nur Fiktion" gewesen sei, — etwa, um die Verfolger, falls ihnen der Brief in die Hände geriete, irrezuführen, oder, wie Minor vermutet, um die Seinigen zu beruhigen. Ein Lichtstrahl fiel jüngst auf jene umstrittenen Worte durch die Veröffentlichung von Briefen des großen Schauspielers Iffland, der Schillern in Mannheim nähergetreten war. Dieser berichtet in einem langen, tagebuchartigen Schreiben, das in der Woche vom 30. November bis zum 7. Dezember 1782 abgefaßt ist, an seine Schwester Louise und an Friedrich Wilhelm Gotter, folgendes: „Schiller muß wahrscheinlich über Gotha kommen, denn er reiset über Erfurt nach Berlin."

[1]) Jonas, Schillers Briefe, Nr. 39. — A. W. Ifflands Briefe an seine Schwester Louise und andere Verwandte 1772 bis 1814. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Berlin 1904. S. 98/108, 260/261. — J. Minor, Schiller, sein Leben und seine Werke. II. Berlin 1890. S. 20. — Karl Berger, Schiller, sein Leben und seine Werke. I. München 1905. S. 206/207.

Der Herausgeber jener Briefsammlung, Ludwig Geiger, schließt aus dieser Mitteilung Ifflands an Gotter über das demnächstige Erscheinen des jungen Dichters zu Gotha, auf eine dahingehende, den Mannheimern gegenüber in allem Ernste getane Äußerung Schillers.

Auch zwei Jahre später, als Schiller nach heftigem, innerem Kampfe schlüssig wurde, in ernster „Resignation" sich dem Einflusse Charlottens von Kalb zu entziehen und von Mannheim fortzugehen, scheint er nach Minors Darstellung an Berlin gedacht zu haben.[1])

Als ferner im Jahre 1788 der preußische Legationssekretär Schubart, auf seiner Reise nach Mainz in Weimar verweilend, berichtete, daß Schillers Don Carlos auf Allerhöchsten Befehl in Berlin über die Bretter gegangen sei, und daß Seine Majestät, König Friedrich Wilhelm II., tief ergriffen gewesen wäre von der Szene zwischen dem Marquis und dem König, äußerte der Dichter scherzend, er erwarte jeden Tag eine Vokation nach Berlin, um Herzbergs Stelle zu übernehmen und den preußischen Staat zu regieren.

Seitdem war wieder eine Reihe von Jahren verflossen. Inzwischen hatte König Friedrich Wilhelm III. den Thron Preußens bestiegen, und unter ihm vollzog sich ein ungeahnter Aufschwung des geistigen Lebens. Eine Reihe hervorragender Gelehrter wurde nach Berlin berufen; es seien hier nur die Namen Johannes Müller, Albrecht Thaer, Johann Gottlieb Fichte, Christoph Wilhelm Hufeland und Schleiermacher genannt, dazu Woltmann, der Schiller und Goethe hatte nach Berlin ziehen wollen.[2]) „Das wissenschaftliche Leben der Hauptstadt fing an," wie Heinrich von Treitschke[3]) sagt, „in einem großen Zuge sich zu bewegen; . . . und so wurde ganz von selber die Frage laut, ob dieser Reichtum geistigen Lebens nicht in einer Hochschule einen wissenschaftlichen Mittelpunkt finden sollte." Was Wunder, daß sich die Blicke unseres in der kleinen thüringischen Residenz sich beengt fühlenden Dichters und Denkers sehnsüchtig nach Spree-Athen richteten, wo er sich seitens seiner alten Jenenser Freunde Fichte und Hufeland, sowie seitens Zelters und Ungers des wärmsten Empfanges versichert halten konnte.

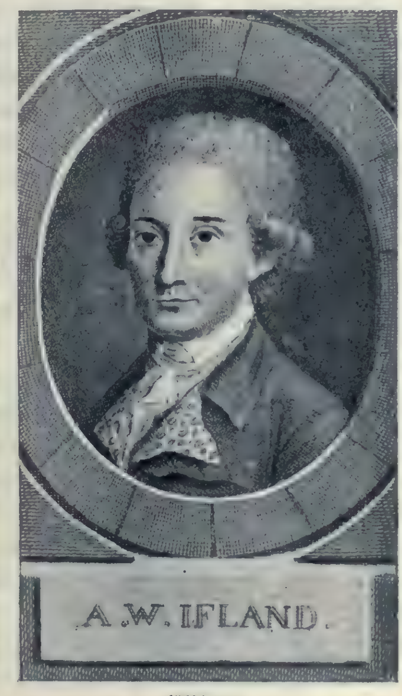
---

[1]) Minor, a. a. O. II. S. 351.

[2]) Hoffmeister, Schillers Leben. V. S. 265.

[3]) Heinrich v. Treitschke, Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Erster Teil. 3. Aufl. Leipzig 1882. S. 159.

Unter Festhaltung dieses Gesichtspunktes müssen wir die brieflichen Äußerungen seiner damaligen Stimmung betrachten. Dienstag, den 20. März 1804, schrieb Schiller[1]) an seinen, im fernen Petersburg in schwermütiger Stimmung weilenden Schwager Wilhelm von Wolzogen in einer Epistel folgendes: „Auch ich verliere hier zuweilen die Geduld, und es gefällt mir hier mit jedem Tage schlechter, und ich bin nicht Willens in Weimar zu sterben. Nur in der Wahl des Orts, wo ich mich hinbegeben will, kann ich mit mir noch nicht einig werden. Es sind mir Aussichten nach dem südlichen Deutschland geöffnet. An meiner hiesigen Pension von 400 Thalern verliere ich nichts, weil es hier so theuer zu leben ist, und mit den 1500 Thalern, die ich jährlich hier zusetze, kann ich in Schwaben und am Rhein ganz gut leben. Es ist überall besser als hier, und wenn es meine Gesundheit erlaubte, so würde ich mit Freuden nach dem Norden ziehen. Es ist meine Bestimmung, für eine größere Welt zu schreiben, meine dramatischen Arbeiten sollen auf sie wirken, und ich sehe mich hier in so engen, kleinen Verhältnissen, daß es ein Wunder ist, wie ich nur einigermaßen etwas leisten kann, das für die größere Welt ist."




Iffland,
Direktor des Königl. Nationaltheaters.

Zu dieser Sehnsucht nach außen kam, wie Schillers Schwägerin, Frau von Wolzogen, in dessen Leben berichtet,[2]) eine direkte Einladung Ifflands, mit dem jener, wie schon angedeutet ist, seit langer Zeit innig befreundet war. Wie hoch der Weimarer Dichter diesen Zögling Eckhofs schätzte, geht unter anderem aus seinem Briefe an Iffland vom Donnerstag, dem 18. Dezember 1800, hervor:[3]) „Sie haben mir

[1]) Jonas, Schillers Briefe, Nr. 1960.

[2]) Literarischer Nachlaß der Frau v. Wolzogen. I. Leipzig 1848. S. 405.

[3]) Jonas, Schillers Briefe, Nr. 1649.

und allen Freunden mit Zusicherung Ihres Kommens eine sehr große Freude gemacht und ob Sie gleich, wie mir H. Kirms meldet, Ihr Versprechen in Absicht auf den versprochenen Termin zurücknehmen, so ist uns doch nun Ihre Ankunft um einige Monate später gewiß. Indessen würden wir uns über diesen Aufschub nicht so leicht zufrieden geben, wenn nicht zufälligerweise auch unsere projectierte Feierlichkeit einen Stoß erhalten hätte, und zugleich unser Theater personal durch die Krankheit zweier nothwendiger Mitglieder so eingeschränkt worden wäre, daß es schwer hielte, einige Stücke von Wichtigkeit zu besetzen, in denen wir Sie so gern hätten auftreten sehen. Unter diesen Stücken ist Mahomet, welchen wir, im Fall Sie den Mahomet spielen, ziemlich vollständig gut besetzen können.

Wir wünschen Sie ferner in ihrem Stück der Fremde zu sehen: dieses Lustspiel ist hier mit Recht sehr geschäzt, denn es ist trefflich angelegt und ausgeführt, von der ächt komischen Gattung, und muß immer auf dem deutschen Theater bleiben.

So sehnen wir uns ferner, Sie in dem Spieler auftreten zu sehen, dessen Darstellung uns noch allen unvergeßlich ist. Und daß Sie in meinem Wallenstein erscheinen, ist ein Freundschaftsstück, das ich Ihnen nicht erlassen kann. Auch ist bis zu Ihrer Ankunft mein neues Stück fertig[1]) und noch viel früher hoff ich; soll aber eher in Berlin als hier gespielt werden, wenn Sie wollen, und die erste Repraesentation hier auf Sie warten. Eine Rolle ist wenigstens darin, die Sie Sich gerne aussuchen werden."

Dem Wunsche, den großen Darsteller dichterischer Gestalten im Verein mit anderen namhaften Schauspielern auf der Bühne auftreten zu sehen, auf der dieser heimisch war, also im Nationaltheater zu Berlin, gibt Schiller im Schreiben an Iffland vom 29. Juni 1801 Ausdruck.[2]) Er plant für die nächste Zeit den Besuch des Ostseebades Doberan, um von dort aus zwischen dem 10. und 20. August einen Abstecher nach Berlin zu machen, und er bittet den Freund, ihm dann die Gelegenheit zu verschaffen, einige Stücke zu sehen, in denen er diesen selbst, Flecks und Madame Unzelmann in vorzüglichen Rollen bewundern könne. Eine Notiz indessen, von Mittwoch dem 2. September 1801, benachrichtigte Iffland,[3]) daß der Dichter leider abermals abgehalten werde, Berlin zu besuchen.

[1]) d. i. die Jungfrau von Orleans.

[2]) Jonas, Nr. 1705.

[3]) Jonas, Nr. 1712.

Deutlichere Umrisse gewann der Schillersche Reiseplan im Sommer 1802.[1]) Dem als fleißigem Verleger bekannten Berliner Buchhändler J. D. Sander gegenüber, der unlängst mit seiner Frau Weimar und Jena besuchte, hatte Schiller die Absicht geäußert, auf drei Monate nach Berlin zu kommen, und dieser hatte sich im Schreiben vom 3. Juli 1802 anheischig gemacht, falls er einen förmlichen und in den Einzelheiten bestimmten Auftrag dazu erhielte, ein Logis nach Wunsch zu beschaffen. Indessen zerschlug sich des Dichters Wunsch auch diesmal.

In Fluß kam die Angelegenheit erst wieder im Frühjahr 1804 durch Iffland, dem einige Stellen im „Tell" betreffs der Vorstellungsart nicht deutlich waren, andere sogar politische Bedenklichkeit verursachten.[2]) Da es ihm nicht angängig erschien, diese Punkte brieflich zu erörtern, so schickte er mit seinen Ideen darüber einen Vertrauensmann, den Sekretär des Theaters, Pauli, nach Weimar. Der wahre Grund für die Reise dieses, wie Iffland sich ausdrückt, „durchaus ehrlichen und vesten Mannes" sollte jedoch streng geheim gehalten werden; der Öffentlichkeit gegenüber begründete Iffland Paulis Abwesenheit von Berlin durch Geschäfte in Leipzig, Besuch von Verwandten in Naumburg und Verhandlungen mit Goethe in Weimar zum Zwecke der Erlangung des „Götz von Berlichingen."

Wir sind genau über die von Iffland gewünschten Änderungen im Wortlaute des „Tell" unterrichtet.[3]) Manche Wendungen in dem Freiheitsdrama erschienen jenem als gar zu republikanisch, und Schiller kam dem Wunsche des Freundes möglichst entgegen. So wurden aus Stauffachers Rede in der zweiten Szene des zweiten Aktes die bekannten Verse ausgeschaltet, die an Platos Ideenlehre anknüpfen.

(„Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, — wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht —.")

[1]) Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. Herausgegeben von Wilhelm Vollmer. Stuttgart 1876. S. 508, Anm. 3 und 4; S. 509, Anm. 1.

[2]) Briefe an Schiller. Herausgegeben von L. Urlichs. Stuttgart 1877. Nr. 411.

[3]) Sonntagsbeilage Nr. 23 zur „Vossischen Zeitung". 1876, Berlin, 4. Juni. Unrecht hat also J. Wychgram (Schiller, dem deutschen Volke dargestellt. 3. Aufl. Bielefeld und Leipzig 1898. S. 491), der bezüglich der Sendung Paulis nach Weimar sagt: „Wir wissen nicht, auf welche Stellen sich die Bedenken erstreckten." . . .

Von leichteren Abänderungen sei nur noch erwähnt, daß aus den Worten des sterbenden Attinghausen, die sich auf das Emporblühen der Städte beziehen, der Satz gestrichen wurde: „es bricht die Macht | Der Könige sich an ihren ew'gen Wällen." Indessen hatte Schillers Entgegenkommen seine festen Grenzen, die ihm vom künstlerischen Gewissen gezogen wurden. „Wegen des Uebrigen," versichert er Iffland[1]) — Sonnabend, den 14. April 1804 —, „worin ich nicht nachgeben konnte, Tell's Monolog und die Einführung des Parricida, berufe ich mich auf das, was ich Hrn. Pauli mündlich sagte. Der Casus gehört vor das poetische Forum und darüber kann ich keinen höheren Richter als mein Gefühl erkennen."

Wichtig aber war die Entsendung Paulis an Schiller um deswillen, weil durch dessen treffliche Eigenschaften die Vorliebe des Dichters für die von jenem vertretene Bühne notwendigerweise verstärkt werden mußte. „Hrn. Pauli's Bekanntschaft," schreibt Schiller in dem oben angeführten Briefe, „war mir sehr angenehm. Ich habe in ihm einen Mann von Einsicht und Geist und einen braven Mann schätzen lernen. Empfehlen Sie mich ihm aufs Beste." Daher hat Schiller dem Abgesandten Ifflands ohne Zweifel sein ganzes Herz eröffnet, als die Verhandlungen auf jene „mehreren Punckte" kamen, über die nach dem Willen und der Ankündigung des Berliner Theaterleiters vom 7. April 1804 zwischen dem Empfänger des Briefes und der Direktion „Beredungen auf Zukunft" getroffen werden sollten und zu denen jedenfalls des Dichters geplante Anwesenheit in Berlin gehörte. Daß aber Iffland bereits früher die Absicht hatte, Schiller für Berlin zu gewinnen, geht aus seinem Briefe an diesen vom 8. April 1803 hervor:[2]) „Es ist ein Jahr her, daß ich im Glauben an unsere längere Bekanntschaft Ihnen einen langen (nicht mehr vorhandenen) Brief geschrieben, auf welchen ich eine Antwort gehofft habe, die in den Angelegenheiten des Theaters uns näher hätte verbinden können. Es hat mir recht leid gethan, daß Sie die Anträge nicht haben bemerken wollen oder können, nach welchen Ihre Werke von hier aus einträglicher werden könnten, wenn Sie Ihrem Genius durch meine Wünsche anders nicht Fesseln angelegt gefunden hätten. Ich bitte um Erlaubniß, mich auf jenen Brief noch einmal beziehen zu dürfen. . ."

---

[1]) Jonas, Nr. 1966.

[2]) Johann Valentin Teichmanns weiland königlich preußischen Hofrathes 2c. Literarischer Nachlaß, herausgegeben von Franz Dingelstedt. Stuttgart 1863. S. 215.



# Die Reise nach Berlin.

Der Entschluß zur Reise entstand bei Schiller gleichwohl ebenso schnell, wie er ausgeführt wurde, — wie er seinem Freunde Körner im Briefe vom Montag, dem 28. Mai 1804, gesteht.[1]) Auch hießen, wie er sich ausdrückt, die Umstände seiner Frau ihn eilen, wenn dieses Jahr überhaupt etwas daraus werden sollte. Selbst Goethe hatte keine vorherige Mitteilung davon empfangen, was wir aus einem Schreiben des letzteren an Iffland erkennen,[2]) in dem es heißt — Weimar, den 14. Juni 1804 —: „Auf Ew. Wohlgeboren vertrauliche Zuschriften war ich eben im Begriff zu antworten, als ich vernahm, daß Freund Schiller sich bei Ihnen befinde. Ich war überzeugt, daß er auch ohne Auftrag Sie meiner dauernden Hochachtung und meines aufrichtigen Zutrauens versichern würde."

Am 26. April reiste Schiller mit seiner Frau und den beiden Knaben Karl und Ernst von Weimar ab.[3]) Sie übernachteten in Weißenfels, trafen am Mittag des folgenden Tages in Leipzig ein, wo gerade Messe war, und verweilten daselbst bis zum 29. April. Schiller verkehrte in Leipzig hauptsächlich mit seinem Verleger Cotta,[4]) der ihm hier wiederholt Proben seiner Freundschaft gab, so daß dessen Berufsgenosse Göschen, ebenfalls Schillers Verleger, der soeben den „Don Carlos" neu auflegte, eifersüchtig wurde. Die Kalender-Eintragungen „Den 27. Abends in Leipzig", den 28. „Abends in Leipzig" lassen darauf schließen, daß Schiller außerhalb Leipzigs Quartier hatte, — wo, vermögen wir freilich nicht zu sagen, vermutlich in der Nähe von Cottas Absteigequartier. Am 29. April

---

1) Jonas, Nr. 1972.

2) Teichmanns literarischer Nachlaß. S. 238/239.

3) Schillers Calender. Nach dem im Jahre 1865 erschienenen Text ergänzt und bearbeitet von Dr. Ernst Müller. Stuttgart 1893. S. 162/164.

4) Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. S. 508/509. Jonas, Nr. 1970.

verließen die Reisenden Leipzig und trafen abends in Wittenberg ein, wo sie übernachteten, wie am 30. in Potsdam, wo ihre Ankunft am Abend dieses Tages erfolgt war. Berlin erreichten sie am Dienstag, den 1. Mai, mittags. Die „Königlich privilegirte Berlinische Zeitung (im Verlage der Vossischen Erben und Unger)" meldet unter den „Angekommenen Fremden":[1]) „Hr. v. Schiller, Hofrath a. Weimar, v. Leipzig." Dieser stieg im Hôtel de Russie ab, dem damaligen Obermannschen Gasthofe, wegen seines Abzeichens auch „Zur goldenen Sonne" genannt; hier war später der „Jagorsche Saal", Unter den Linden 23.[2])

Wir sehen, die Reise von Weimar bis Berlin hatte in jener gemütlichen Zeit — wenn wir die zweitägige Unterbrechung in Leipzig abziehen — drei Tage gedauert!

Von der Reise körperlich recht sehr angegriffen und außerstande, noch am nämlichen Tage das Haus zu verlassen, meldete er sich einstweilen schriftlich bei Iffland und stellte seinen Besuch für den nächsten Tag in Aussicht. Er schrieb, ihn hätten Geschäfte nach Leipzig gerufen, wo ihm plötzlich eingefallen sei, daß er Berlin um zehn Meilen näher gekommen, und so hätte er der Versuchung nicht widerstehen können, „Knall und Fall, einen Sprung hierher zu thun." Mit Begeisterung fügt er hinzu: „ich bedarf eines neuen, größeren Elements, ich freue mich darauf, zu sehen und zu hören und meinen Sehkreis zu erweitern."[3])

Darauf empfing Schiller folgendes Brieschen von Iffland:[4])

„2. Mai 1804. 8 Uhr. Morgen Mittag sind Sie ja, ja! bei uns. Eben kriege ich Ihren Brief und verzweifle, denn eben muß ich nach Potsdam. Morgen früh 8 Uhr bin ich bei Ihnen. Gefiele Ihnen mein Landwesen? Wollten Sie Ruhe, so wohnen Sie da. Ich zittere, daß ich fort muß, denn die Sehnsucht nach Ihnen ist herzlich. Morgen 8 Uhr bin ich bei Ihnen."

---

[1]) „Königlich privilegirte Berlinische Zeitung". (Im Verlage der Vossischen Erben und Unger.) 53. Stück. Donnerstag, den 3. Mai 1804. — Vgl. auch: „Berlinische Nachrichten. Von Staats- und gelehrten Sachen." Im Verlag der Haude- und Spenerschen Buchhandlung. Nr. 53. Donnerstag, den 3. Mai 1804.

[2]) Auf der Südseite, zwischen Pariser Platz und Kleiner Mauerstraße. An dem alten, jetzt nicht mehr vorhandenen Hause soll eine Gedenktafel angebracht gewesen sein. Vgl. „Berliner Tageblatt", Nr. 45, Mittwoch, den 25. Januar 1905, 1. Beiblatt.

[3]) Jonas, Nr. 1968.

[4]) Autograph von Künzel.

Daß Schiller seine beiden Söhne bei sich hatte, geht aus einem Briefe seiner Frau an Karl Ludwig von Knebel aus dem Mai des Jahres 1806 hervor,[1]) — also geschrieben ein Jahr nach Schillers Tode, worin sich folgende Worte der Rührung finden:

. . . „Da ich von dem Schönsten, was über der Erde ist, spreche, muß ich auch von dem Innern der Erde etwas sagen; denn meine Kinder sind gestern durch so schönes Gold beschenkt worden, daß sie das Innere auch sehr schön finden. Der Kronprinz von Preußen und sein Bruder,[2]) die Karl und Ernst kennen, die sie, als wir in Berlin waren, mehrere male gesehen haben, haben den beiden Knaben einem jedem eine Medaille geschickt von schönem, reinem Gold. Die älteste Tochter des Königs, die zum ersten mal am 9. Mai[3]) im Theater war, hat so geweint und sich so für Schiller's Kinder interessirt, daß sie einer Tochter von ihm auch eine solche Medaille geschickt hat. Die Kinder sind erstaunend glücklich darüber." . .

Die hier mitgeteilten Einzelheiten werden durch andere Beläge bestätigt, die nachstehend gleich folgen, da sie auch sonst zu Schillers Berliner Reise in Beziehung stehen.

Der früher mit Schiller befreundet gewesene Hofrat Zacharias Becker in Gotha,[4]) ein geborener Erfurter, forderte gleich nach des Dichters Tode die deutschen Schauspieldirektoren dazu auf, am 10. November 1805 Schillersche Stücke zum Besten von dessen Erben aufzuführen. Der Ertrag sollte dazu dienen, der Schillerschen Familie ein Landgut in einer schönen, womöglich romantischen Gegend als Denkmal der Nationaldankbarkeit zu stiften. Auch Iffland hatte sich für diesen Vorschlag erklärt. Der im Oktober 1805 ausgebrochene Krieg Österreichs und Rußlands mit Frankreich störte zum Teil dieses Unternehmen, so daß in Berlin erst bei der Wiederkehr von des

---

[1]) Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund (K. L. v. Knebel). Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Leipzig 1856. S. 65/66. — Emil Palleske, Schillers Leben und Werke. 15. Aufl. Bearbeitet von H. Fischer. II. Bd. Stuttgart 1890. S. 388/390.

[2]) D. h. der spätere König Friedrich Wilhelm IV. und der spätere Kaiser Wilhelm I.

[3]) Erich Schmidt sagt in seinem trefflichen Aufsatze „Schiller in Berlin" („Berliner Kalender". Herausgegeben vom Verein für die Geschichte Berlins. 1904.), die kleinen Prinzen hätten ihre goldenen Gedenkmünzen an Schillers Söhne gesandt, „mit denen sie vor einem Jahr gespielt hatten". Es muß „vor zwei Jahren" heißen.

[4]) Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. I. Bd. Stuttgart 1860. S. 306 ff.

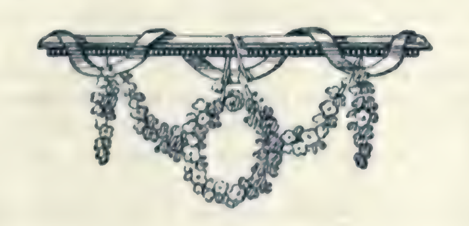
Dichters Todestage,[1]) am 9. Mai 1806, und zwar auf Befehl Seiner Majestät des Königs, zum Besten der Schillerschen Erben „Die Braut von Messina“ gegeben wurde. Die Kasseneinnahme betrug bei dieser Gelegenheit 2235 Thaler, welcher Summe der König noch 100 Stück Friedrichsd'or hinzufügte. Im ganzen sollen 3003 Thaler eingekommen sein.

Bereits am Tage nach dieser Festfeier, dem 10. Mai, übersandte Iffland der Frau von Schiller die oben erwähnten drei Medaillen mit dem an ihn gerichteten Schreiben des Geheimrats Delbrück,[2]) Erziehers des Kronprinzen und des jungen Prinzen Wilhelm, sowie dem der Gouvernante der Prinzessin Charlotte, des Fräuleins von Wildermeth. In dem Delbrückschen Briefe heißt es: . . . „Beide Königliche Prinzen erinnern sich lebhaft und gerührt der persönlichen Bekanntschaft mit dem Verewigten, dessen Gedächtniß wir morgen feiern werden, und mit Theilnehmung seiner beiden Söhne, die Sie vor zwei Jahren oftmals sahen. Sie würden sich glücklich schätzen, wenn Sie Höchstihre Gesinnungen so thätig beweisen könnten, als Sie den Wunsch dazu hegen. Indeß der Beitrag hat durch die Art, wie er beschlossen wurde, seinen Werth. Jeder überschickt Ihnen anliegend eine goldene Denkmünze, der Kronprinz für den ältesten, Prinz Wilhelm für den zweiten Sohn des Verewigten, wobei es jedoch ganz Euer Wohlgeboren überlassen bleibt, ob Sie die Münzen in natura oder den Werth überschicken wollen“ . . .

Fräulein von Wildermeth aber schrieb nach damaliger höfischer Sitte an Iffland in französischer Sprache: . . . „La princesse Charlotte vous demande, Monsieur, de présenter en son nom cette médaille à une des filles de Schiller comme un gage de son amitié et de la vénération due à un grand homme.“ . . .

[1]) An diesem Tage hatte Iffland eine Festfeier veranstaltet.

[2]) Oder Dellbrück; so nämlich ist der Name im Abdruck des Briefes geschrieben, der das Datum 8. Mai 1806 trägt; der Brief der Erzieherin der Prinzessin stammt vom 10. Mai 1806.





# Aufführung der „Zauberflöte“. Konzert im Königlichen Schauspielhause.

Am 2. Mai 1804 war die Familie Schiller „bei Hagens zu Mittag.“ Frau von Hagen war eine Jugendfreundin der Frau von Schiller, eine geborene von Oertel aus Weimar. Für das vertraute Verhältnis, das zwischen beiden Damen herrschte, spricht ein an Charlotte von Schiller gerichtetes Schreiben der Gräfin von Schimmelmann aus Seeluft[1]) vom 14. Oktober 1804, in dem es heißt: „Daß Sie in Berlin eine solche Jugendfreundin vorfanden, habe ich mit herzlicher Theilnahme erfahren; es ist ein schönes Wiedersehen, und eine liebliche Erscheinung mußte es Ihrem Herzen sein.“

Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß wir es hier mit jenem einstigen Fräulein von Oertel zu tun haben, das Charlotte von Kalb im Jahre 1787 bei Lengefelds in Rudolstadt vorfand, als sie dorthin einen Ausflug unternommen hatte, und das sie dann nach Weimar zurückführte.[2])

Am Abend des 2. Mai wohnte Schiller der Aufführung der „Zauberflöte“ bei.[3]) Der ersten Aufführung dieser Oper in Berlin vom 12. Mai 1794, „deren Erfolg ein außerordentlicher war, wie er in Berlin noch nicht stattgefunden hatte,“ lag noch der Text von Schikaneder zugrunde. Diesen mehr als schwachen Text hatte

---

[1]) Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. II. Bd. Stuttgart 1862. S. 409.

[2]) Dr. Ernst Köpke, Charlotte v. Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe. Berlin 1852. S. 85/86.

[3]) Schillers Calender. Bearbeitet von Dr. E. Müller. S. 306.

Vulpius in Weimar in der Weise umgedichtet, daß in das Stück ein Plan gebracht wurde, die Verse Beweglichkeit erhielten, die wundervollen Töne in einem leichten poetischen Gewande erschienen und an ihrer Jugendlust und Frische nichts verloren. Goethe selbst hatte den neuen Text durchgesehen und fand so großes Gefallen an der Zauberflöte, daß er sogar einen zweiten Teil, der allen Unsinn jenes Stückes in Sinn verwandeln sollte, dazu zu dichten anfing, diesen jedoch am Ende liegen ließ. Der Musikdirektor des Nationaltheaters in Berlin, Anselm Weber, der die Kompositionen für den Tell verfertigte und mit Schiller in Briefwechsel stand, hatte Kenntnis von dieser Vulpiusschen Umdichtung und erbat sie sich bereits in einem Schreiben vom 28. Mai 1794, in dem er gleichzeitig nach Weimar Bericht erstattete über die am 12. Mai in Berlin erfolgte Aufführung der Zauberflöte. Auch in Weimar war diese Oper mit außerordentlichem Erfolge bereits 1794 und seitdem wiederholt gegeben worden. Schiller selbst hatte noch am 25. April 1804 dort einer Vorstellung derselben beigewohnt. Aus alledem ergibt sich die Teilnahme, die unser Dichter für eine Aufführung der Zauberflöte in Berlin haben mußte, da ihm diese den besten Maßstab für die Vergleichung beider Bühnen an die Hand gab. Die „Berlinischen Nachrichten Von Staats- und gelehrten Sachen“ beklagen in Nr. 54 vom Sonnabend, dem 5. Mai 1804, daß zu jener Vorstellung kein zahlreiches Publikum erschienen sei, trotzdem die Mozartsche Zauberflöte seit einem halben Jahre auf der Bühne des National-Theaters nicht aufgeführt worden wäre. Von den gesanglichen Leistungen erschienen besonders die der Madame Lanz erwähnenswert, die „als Königin der Nacht, durch geschmackvolle Variirung der Staccato-Passagen in den beiden Arien, diesen eine melodische Anmuth zu geben wußte, die man ihnen sonst nicht anmerken konnte.“

Am 3. Mai besuchte Schiller ein „Konzert in Berlin“ in dem vom König Friedrich Wilhelm III. auf dem Gensdarmen-Markte neu erbauten Schauspielhause, dessen feierliche Einweihung am 1. Januar 1802 in Gegenwart des Königs und der Königin stattgefunden hatte. Dieses zur Zeit viel bewunderte Gebäude ist nachmals durch den gewaltigen Brand von 1817 zerstört worden.[1])

[1]) Schwebel, Geschichte der Stadt Berlin. II. S. 432. — Vermischte Schriften im Anschlusse an die Berlinische Chronik und das Urkundenbuch. Herausgegeben von dem Verein für die Geschichte Berlins. II. Bd. Berlinische Bauwerke. Tafel 13. Das Königliche Schauspielhaus.



**Das Nationaltheater auf dem Gensdarmen-Markt.**

Erbaut 1802, abgebrannt 1817.

Ifflands Fürsorge für den Freund offenbarte sich dabei in folgendem Billet:

„Der Eingang zum Concert ist der Seehandlung gegenüber, welches zwar Ihr Lohnbediente wissen wird.

Ich hoffe Sie da heut noch zu sehen und Ihnen in derselben Loge meine Frau vorzustellen. Frau von Schiller hatte sie in Weimar kennen zu lernen die Freude. Die Freude im eigentlichen Sinn.

Ihr

B. 3. Mai 1804. Iffland."

Schiller nahm seinen Platz in einer der 13 Logen, die an den Seiten des Parterre angebracht waren.

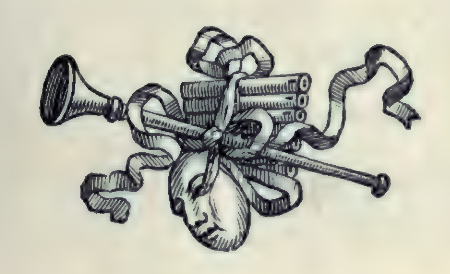
Zu den Bekannten, mit denen Schiller an diesem Tage zusammen kam,[1]) gehört, seiner Aufzeichnung im Kalender zufolge, Erhard.[2]) Gemeint ist der Philosoph und Arzt Johann Benjamin Erhard, ein geborener Nürnberger, der erst anderthalb Jahre in Würzburg studiert und dann noch ein halbes Jahr in Jena Kollegien gehört hatte. Nach Beendigung einer großen Reise, die ihn bis Kopenhagen und Königsberg geführt hatte, erwarb er im Juli 1792 zu Altorf die Doktorwürde und gründete sich unmittelbar darauf ein Heim in seiner Vaterstadt. In Jena verkehrte er zur Zeit viel im Reinholdschen Hause und kam in vertraulichen Umgang mit Schiller, war auch mit Wieland befreundet. Durch Schiller wurde er veranlaßt, ihn, den Dichter, in Rudolstadt bei seinem Schwager zu besuchen, und verlebte dort einige der glücklichsten Tage seines Lebens. Auf Anraten und mit der Empfehlung Hardenbergs kam Erhard gegen Ausgang des Jahres 1799 nach Berlin, wo er im Frühjahr 1800 zur ärztlichen Praxis zugelassen wurde. Er starb in der Residenz Preußens als Mitglied der medizinischen Ober-Examinations-Kommission und Ober-Medizinalrat am 25. November 1827 im 62. Lebensjahre. Von

---

[1]) Genannt werden noch vornehmlich Hufeland, Dr. Stoll, Aug. Ferd. Bernhardi, Bethmann, Zelter und Frau, Prof. Ditmar, Beschort, Romberg.

[2]) Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. III. Bd. Stuttgart 1865. S. 94 — Der Auktionskatalog von C. G. Boerner in Leipzig, Nr. 42, bringt folgendes unter Nr. 1015: „Erhard, J. B. 3 L. a. s. Nürnberg 1792 und 1794. 11 p. 4. Bedeutende Briefe bezüglich auf Kunst und den Rechtsstaat." (Briefliche Mitteilung der Kunsthandlung von C. G. Boerner, Leipzig.)

seinen Eigenheiten im Leben pflegte Schiller zu erzählen, daß er, nachdem ihm in Nürnberg ein kleines Haus als Erbschaft zugefallen, „beim ersten Hineintreten nichts Eiligeres zu thun gehabt, als gleich in die Küche zu gehen und auf dem Herde Feuer anzuzünden, um durch diese Handlung recht eigentlich sein Besitzergreifen auszudrücken." Über Dr. Erhards Wesen liegt ein Urteil von Sophie Mereau vor, der poetisch veranlagten Bewunderin Schillers: „Es ist wahr, daß er beim ersten Anblick etwas hat, das ihn mit gemeinen Menschen verwechseln läßt; aber es bedarf nur Eines prüfenden Blicks in sein reines blaues Auge, worin sich ein so helles Bewußtsein spiegelt, und ein Himmel von Menschengüte und Liebe dem Forschenden entgegenstrahlt, um sofort einen richtigen Maßstab seines Werthes zu erhalten." ...





# In Ifflands Wohnhaus. „Braut von Messina". Beim Prinzen Louis Ferdinand.

Am 4. Mai war die Familie Schiller „bei Ifflands zu Mittag." Das Mahl fand in Ifflands Sommerwohnung statt, jetzt Tiergartenstraße Nr. 29, einem Hause, das Frau von Schiller „allerliebst" nennt, „ordentlich ein Ideal von einer Gartenwohnung, sehr artig gebaut und die waldige Hecke verbirgt den Sand." Das Haus führte mit goldenen Buchstaben die Inschrift „Tranquillitati" an der Vorderseite.[1])

Jetzt ist dort außen eine mit Goldschrift versehene Tafel angebracht, auf der folgendes zu lesen ist:

Aug. Wilh. Iffland
Geb. D. 19. 4. 1759
Gest. D. 22. 9. 1814
Wohnte Hier von 1801—1814.
Seinem Andenken Die Stadt Berlin.

Iffland war als Direktor des Berliner Nationaltheaters in jeder Weise darauf bedacht, den großen Mann an Berlin zu fesseln. Er

---

[1]) Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Frhr. v. Stein. Nebst einigen Beilagen. Herausgegeben von Dr. J. J. H. Ebers und Dr. August Kahlert. Leipzig 1846. S. 160. (Beilagen): Charlotte v. Schiller an Fr. v. Stein. Berlin, den 5. Mai 1804. — A. W. Iffland, Ueber meine theatralische Laufbahn. Herausgegeben von Hugo Holstein. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken. Herausgegeben von B. Seuffert.) Heilbronn 1886. S. XLVIII. — G. W. Becker, Taschenbuch z. geselligen Vergnügungen. Auf d. Jahr 1822. (Kupfer.)

überreichte ihm bereits während seiner Anwesenheit in der Residenz Preußens das Honorar für den Tell, bestehend in 331 Thalern 12 Groschen, obgleich dieser erst am 4. Juli 1804 in Berlin zur Aufführung kam. Für den dreimonatlichen Alleinbesitz des Stückes hatte Iffland 80 Friedrichsd'or versprochen. Noch am 23. Januar 1804 schrieb Schiller an Iffland: „Von einer Vorstellung des Tell zu Weimar an dem Herzoglichen Geburtstage konnte nie die



Ifflands Wohnhaus in der Tiergartenstraße.

Rede seyn, selbst wenn ich fertig geworden wäre. Für Berlin und Sie war das Stück zunächst bestimmt, und soll auch dort zuerst auf die Bühne treten." Inzwischen hatte er doch den heimischen Einflüssen nachgeben müssen, infolge deren der Tell zu Weimar den 17. März zum erstenmal und dann wiederholt den 19. März 1804 gegeben wurde. Auch die anderen Stücke Schillers wurden den damaligen Verhältnissen nach von der Berliner Bühne gut honoriert.

Auf die Würdigung, die „die Stadt der Intelligenz" Schillern bereits zu dessen Lebzeiten zollte, kann diese also stolz sein, „während," wie Goethe den 19. Juni 1805 an Zelter schreibt,[1]) „die Herrn

---

[1]) Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben von Dr. Friedrich Wilhelm Riemer. Erster Theil, die Jahre 1796 bis 1811. Berlin 1833. Nr. 65. S. 173.

Frankfurter, die sonst nichts als Geld zu schätzen wissen, besser gethan hätten ihren Antheil realiter auszudrücken, da sie, unter uns gesagt, dem lebenden Trefflichen, der es sich sauer genug werden ließ, niemals ein Manuscript honoriert haben; sondern immer warteten bis sie das gedruckte Stück für 12 Gr. haben konnten." — Das Frankfurter Theater hatte sich nämlich nach Schillers Tode damit begnügt, in die Zeitung zu setzen, er sey nicht reich gestorben, habe vier Kinder hinterlassen, und es gewähre dem lieben Publikum einen freyen Eintritt zu einer Todtenfeyer.

Durch eine ihm äußerst günstige und vorteilhafte Stimmung des Berliner Publikums und durch die große Gewogenheit der Theaterdirektion war Schiller also zunächst zu seiner Reise nach Berlin bestimmt worden. Zugleich verband er damit seinen persönlichen Vorteil; wohl kaum aber dachte er schon damals an eine endgültige Übersiedelung nach der preußischen Königsstadt.

Über das, was dem Dichter und seiner Gattin am Abend des 4. Mai geboten wurde, berichtet letztere — Berlin, den 5. Mai 1804 — wie folgt:

„Gestern haben wir die »Braut von Messina« gesehen. Die Vorstellung war sehr bedeutend. Das Schauspielhaus ist schön gebaut und die Dekoration vortrefflich. Das Arrangement ist sehr gut und macht Iffland Ehre."

Die Anwesenheit des „genialischen Dichters" war inzwischen dem Publikum[1]) bekannt geworden, und als dieser nun bei der Aufführung der Tragödie in die Loge trat, empfing ihn jung und alt mit herzlichen Freudenbezeugungen, die sich nach dem Schlusse des Trauerspiels in gleicher Lebhaftigkeit wiederholten.[2])

Die „Braut von Messina" wurde mit der Musik von B. A. Weber aufgeführt, und zwar mit Vor- und Zwischenspielen. Der Rezensent der „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen"[3]) berichtet, daß in der Darstellung einiger Rollen anfangs ein gewisser Zwang, eine Spannung bemerklich gewesen wären, die wohl aus dem Wunsche zu erklären seien, gerade an diesem Abend etwas Vorzügliches zu leisten. Gerühmt werden Herr Beschort als Don Manuel und

[1]) Als Vertreter desselben hatte Schiller an jenem Tage vor der Theatervorstellung im gastlichen Hause Ifflands die Folgenden zu begrüßen Gelegenheit gehabt: Zelters, Ungers, Woltmann, den Kaufmann Biester und den Kriegsrat Schmucker.

[2]) Teichmann, Literarischer Nachlaß. S. 81/82.

[3]) Nr. 55. Dienstag, den 8. Mai 1804. Chronik des Nationaltheaters.

Madame Fleck als Beatrice, weil sie die ihnen eigene Wahrheit und Wärme des Ausdrucks am getreuesten bewahrt hätten. Rückhaltlos wird die Anerkennung beim Theater-Chronisten da, wo er auf Madame Meyer und Herrn Bethmann kommt. „Die leidenschaftliche, erschütternd-tragische Situationen der Fürstin und ihres Sohnes Don Cesar, im vierten Akt, wurden aber . . . . . . mit solcher Kraft und Innigkeit dargestellt, daß man versucht wurde, den Quell der Begeisterung eben darin zu suchen, was vorher das Hinderniß machte, und lange gehemmt, wirkte die Begeisterung desto gewaltiger." Endlich wird Herrn Iffland ein Wort des Lobes gewidmet, der als Bohemund an die Spitze des einen Teils der Chorredner getreten war, „wodurch natürlicher Weise alles, was in dieser Rolle gesprochen ward, so sehr gewann, daß man herzlich bedauerte, nicht einen ähnlichen Wortführer an der Spitze des Gefolges von Don Manuel zu sehen." . . .

„Die Braut" war zum erstenmal in Berlin am 14. Juni 1803 gegeben worden. Iffland berichtete darüber den 18. Juni an Schiller: „Am 14. und 16. wurde die Braut von Messina mit Würde, Pracht und Bestimmtheit gegeben. Gegenfüßler? Etliche! — Totaleffect? Der höchste, tiefste, ehrwürdigste. Die Chöre wurden meisterhaft gesprochen und senkten, wie ein Wetter, sich über das Land. Gott segne und erhalte Sie und Ihre ewig blühende Jugendfülle!"

Am 5. Mai speiste Schiller bei dem Prinzen Friedrich Ludwig Christian, gewöhnlich Prinz Louis Ferdinand genannt, dem „preußischen Alcibiades", der sein blühend junges Leben allzubald fürs Vaterland in unglücklicher Schlacht dahingeben sollte.

Die Einladung des erlauchten Gastgebers hatte Iffland am Tage vorher dem Dichter durch ein Billet übermittelt:[1]) „Der Prinz Ludwig Ferdinand (Sohn des alten Prinzen Ferdinand, General in Magdeburg, Autor des Quintetts von gestern) hat mir aufgetragen, Sie zu bitten, morgen Mittag bei ihm zu speisen.

Punkt halb 2 Uhr verstatten Sie mir, Sie und die Ihren hinaus zu holen.". . . .

Den damals im 31. Lebensjahre stehenden Prinzen kennzeichnet der General v. Clausewitz folgendermaßen:[2])

---

[1]) Charlotte v. Schiller. I. S. 306/307.

[2]) Eduard v. Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807. Ein Beitrag zur Geschichte der Preußischen Armee, nach den Quellen des Kriegs-Archivs bearbeitet. Erster Theil: Der Feldzug von 1806. I. Bd. Berlin 1850. S. 265 ff.

„Er liebte das Leben und genoß es nur zu sehr, aber die Gefahr war ihm zugleich ein Lebensbedürfniß. Sie war seine Jugendgespielin; konnte er sie nicht im Kriege aufsuchen, so ging er ihr nach auf der Jagd, auf großen Strömen, auf tollen Pferden. . . . . Er war im hohen Grade geistreich, voll feiner Lebensbildung, voll Witz, Beredsamkeit und Talente mancher Art, unter andern für die Musik. Er war groß, schlank und schön gebaut, hatte feine und edle Züge, hohe Stirn, wenig gebogene Nase, blaue Augen von einem düstern Blick, lebhafte Farben, blondes gelocktes Haar. Er hatte eine vornehme Haltung, einen festen Gang, und eine Art, Brust und Kopf zu tragen, worin von Stolz und Selbstgefühl gerade so viel war, wie dem Prinzen und dem verwegenen Soldaten geziemet."

Wenn v. Clausewitz ferner die Bemerkung macht, daß der Prinz den Umgang der ausgezeichnetsten Köpfe aller Fächer gesucht habe, so findet diese ihre Bestätigung durch Oskar Schwebel.[1]) Nach ihm haben des Prinzen Haus in der Friedrichstraße bei der Weidendammer Brücke wie desselben Villa in Moabit unter anderen den Publizisten Friedrich v. Gentz, Wilhelm v. Humboldt, den Verfasser der „Schweizer Geschichte", Johannes v. Müller und Friedrich v. Schlegel als Gäste des Hausherrn gesehen. Schade, daß über dessen merkwürdige Persönlichkeit kein Urteil von seiten unseres Dichters vorliegt.

Schiller verließ die Tafel des Prinzen mit empfindlichem Kopfschmerz und wurde von dem — wie schon angedeutet — gleichfalls anwesenden Iffland nach Hause begleitet.[2]) An diesem Tage soll, wie F. W. Gubitz[3]) erzählt, jener den Berliner Dramaturgen gefragt haben, ob er nichts Neues für ihn zu lesen hätte, — vielleicht ein Manuskript. Nun hatte aber kurz vorher Werner sein fünfaktiges Schauspiel „Die Söhne des Thals" eingesandt gehabt, und hiernach habe Iffland gegriffen und dem Gaste „das Ordensgemälde" in die Hand gegeben. Am nächsten Morgen hätte Iffland den schon bedenklich kränkelnden Dichter besucht und ihn gefragt, wie er geschlafen habe, und wie es ihm zurzeit ginge. „Ganz gut", habe Schillers Antwort gelautet, „geschlafen hab' ich aber gar nicht! Wegen Ihres Manuskripts

---

[1]) Schwebel a. a. O. II. S. 425.

[2]) C. Hepp, Schillers Leben und Dichten. Leipzig 1885. S. 560.

[3]) F. W. Gubitz, Erlebnisse. Nach Erinnerungen und Aufzeichnungen. I. Bd. Berlin 1868. S. 229. — J. V. Teichmann, Zur Erinnerung an Schiller. Ein Vortrag zur Feier seines hundertjährigen Geburtsfestes in der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache am 20. Oktober 1859 gehalten. Berlin 1859. S. 10/11.

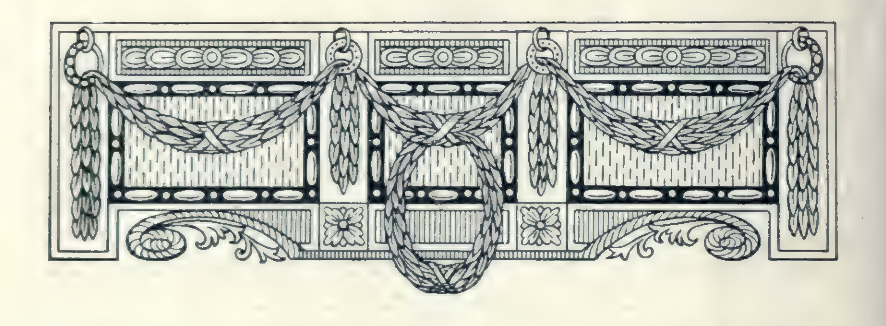
bin ich die ganze Nacht wach geblieben. Von wem ist's?" — „Von einem gewissen Werner," sei Ifflands Erwiderung gewesen. Da soll Schiller nicht ohne empfindliche Betonung gesagt haben: „Von einem gewissen Werner? Das ist Ihr Mann, an den müssen Sie Sich halten, wenn Sie etwas für die Bühne haben wollen. Ich mag nicht verbürgen, daß dies Stück bei der Darstellung Effekt machen wird; aber fordern Sie ihn auf, einen Glaubenshelden in einem andern Stück zu schildern: Niemand kann es besser als er!" —

Durch Wiedergabe dieses Vorkommnisses in einer Abendgesellschaft des derzeitigen Kabinettsrats Beyme[1]) habe Iffland des Gastgebers Teilnahme für Werner erregt, und angeblich erfolgte dann durch Beymes betriebsame Unterstützung im Oktober 1805 Werners Versetzung nach Berlin. „Die Weihe der Kraft" aber, jenes Glaubensdrama mit dem Wernerschen Luther, das am 11. Juni 1806 in Berlin auf die Bühne kam, wäre, wenn die vorstehende Anekdote auf Wahrheit beruht, auf Schillers Anwesenheit in Berlin als auf ihre erste Veranlassung zurückzuführen. —

Am Abend des 5. Mai wurden „Die Räuber" gegeben. Schiller konnte indessen wegen Unwohlseins dieser Vorstellung nicht beiwohnen. So sehr unserm Dichter auch die allerseits erwiesene Aufmerksamkeit wohltun mußte, — sein Nervensystem wurde durch die beständige Gespanntheit und notwendige Aufmerksamkeit in Berlin recht sehr angegriffen.

[1]) Karl Friedrich Beyme, geb. den 10. Juli 1765, gest. 1838. Geadelt wurde er erst im Jahre 1816. Vgl. Caro i. d. A. D. B. II. S. 601/605.





# „Jungfrau von Orleans". Henriette Herz. Glucks „Iphigenie".

Am 6. und 12. Mai sah Schiller die „Jungfrau von Orleans" nach dem vom Verfasser für die Darstellung bearbeiteten Manuskripte, mit Musik von Weber.

Die „Berlinischen Nachrichten" beschränken sich bezüglich der ersten dieser zwei Vorstellungen auf die Notiz, daß sie durchgehends mit größter Sorgfalt und Anstrengung ausgeführt ward, wogegen nach demselben Blatte bei der zweiten „ein sehr zahlreiches Publikum den fortdauernden lebhaften Antheil" bestätigte, „den es an diesem romantischen Trauerspiel seit seiner Entstehung genommen hat, und der ihm durch sorgfältige, talentvolle Darstellung und wahre Pracht in Kleidung und Dekoration noch mehr gesichert wird". . . . Dagegen bringt die Nummer 56 vom „Donnerstag, den 10. Mai 1804" einen mit B. unterzeichneten poetischen Erguß zum Preise der Darstellerin der Titelrolle, dessen Mitteilung vielleicht nicht unerwünscht ist.

„An Madame Meyer,
als sie am 6. Mai 1804 mit allgemeinem Beifall die Jungfrau von Orleans spielte.

O helft ihr himmlischen Kamönen
Dem schwächsten von Apollos Söhnen,
Der einer Meyern Loblied singt,
Die unser Herz in Staunen setzte,
Mit Thränen unser Auge netzte,
Der ihr erhabner Zweck so schön gelingt.





Der Krönungszug in Sch

Auf der Bühne des Königli

Dem Direktor des Schauspielha

Gezeichnet von H. Dähling.



„Jungfrau von Orleans".
Schauspielhauses in Berlin.
August Wilhelm Iffland gewidmet.

Gestochen von Fr. Jügel.



Nicht des ergötzten Pöbels Lachen,
Nein! fühlender und besser machen,
Das ist des Schauspiels großer Plan;
Es soll des Volkes Sitten mildern,
Soll Redlichkeit und Tugend schildern,
Sowohl im König, als im Unterthan.

O du der Schmuck der Deutschen Bühne,
Der ich zu danken mich erkühne,
Hast diesen edeln Zweck erreicht.
O Meyern! lauter Dank gebühret
Aufs neue dir: du hast gerühret,
Du hast aufs neue jedes Herz erweicht.

Dir tönt der Jubelruf der Menge,
Dir tönen frohe Lobgesänge;
Ich mische auch den meinen ein. —
O Meyern! stets wirst du bewundert,
Und von Jahrhundert zu Jahrhundert
Der Brennen Hauptstadt unvergeßlich seyn."

Zum erstenmal wurde „Die Jungfrau" in Berlin am 23. November 1801 gegeben. Zelter schreibt am 7. September 1803 an Goethe: „Wenn Schiller seine Jungfrau von Orleans jetzt sehen will, so muß er nach Berlin kommen. Die Pracht und der Aufwand unserer Darstellung dieses Stücks ist mehr als kaiserlich; der vierte Act desselben ist mit mehr denn 800 Personen besetzt, und, Musik und alles andere mit inbegriffen, von so eklatanter Wirkung, daß das Auditorium jedesmal in Extase davon geräth. Die Kathedrale mit der ganzen Decoration, welche in einem langen Säulengange besteht, durch den der Zug in die Kirche geht, ist im Gothischen Styl. Daß das Italiänische große Hoftheater dadurch in die größte Verlegenheit geräth, indem es nun gar nichts mehr übrig behält das Auge an sich zu bringen, können Sie Sich vorstellen". . . .[1])

Das Stück fand in Berlin solchen Beifall, daß es bis zum Jahre 1843 241 mal auf dem Repertoire stand.

Ein „weimarischer Veteran", der Theaterdirektor Heinrich Schmidt,[2]) äußert sich über eine Berliner Vorstellung der „Jungfrau", wie folgt: „Bei meinem diesmaligen längeren Aufenthalt in

[1]) Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. I. Nr. 33. S. 84/85.

[2]) Heinrich Schmidt, Erinnerungen eines weimarischen Veteranen aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben. Nebst Originalmittheilungen über Goethe, Schiller, Herder, Wieland u. s. w. Leipzig 1856. S. 201 ff.

Berlin . . . sah ich wieder ganz vorzügliche Vorstellungen; vor allem aber hatte ich bei der Darstellung der „Jungfrau von Orleans“ volle Gelegenheit, Iffland als Director und Regisseur schätzen zu lernen Ich habe noch keine Vorstellung gesehen, wo Alles bis auf das Einzelnste herab so in Harmonie zusammenwirkte wie bei dieser. Hier aber wird es zum doppelten Verdienst, da es ein sehr schwierig in Scene zu setzendes Stück betrifft. Selbst die Gesichtszüge der Statisten und Comparsen waren, wenn sie sich gegen die Zuschauer wandten, feierlich geordnet und entsprachen der Wirkung des Ganzen. Aus dieser ergab sich, daß auch ein Aus- oder Einzug, wenn er so ganz sinnig angeordnet und ausgeführt wird, noch auf eine ganz andere Weise wirken kann und wirkt, als blos für das Auge. Er wirkt wesentlich für das Ganze und stellt es in den entsprechenden Rahmen, wo Alles seine Bedeutung gewinnt und sich gegen einander in das rechte Verhältniß stellt. Und Schiller hatte wohl nicht ganz Recht, wenn er auf derselben Stelle, wo ich mit Iffland während der Vorstellung im Theater saß, diesem bei einer frühern Darstellung dieses Stücks gesagt hatte: „Sie erdrücken mir ja mein Stück mit dem prächtigen Einzug!“ So gehandhabt trug er nur dazu bei, das Ganze großartiger und würdiger hervortreten zu lassen und den Effect des Ganzen zu erhöhen. Ich verließ die Vorstellung ganz trunken von dem empfangenen Eindruck und wußte mir nun zu erklären, warum ich Iffland viele Tage vorher schon die ämsigste Sorgfalt auf jede Kleinigkeit und Einzelheit hatte verwenden sehen.“ . . .

Am 7., 8. und 9. Mai sind in Schillers Kalender keinerlei Erlebnisse verzeichnet, aber es wird von anderer Seite berichtet, daß die hervorragendsten Persönlichkeiten aus den Zirkeln der Residenz dem Dichter mit Anteil und Wohlwollen entgegenkamen. Daher wird es nicht an Begegnungen mancherlei Art gefehlt haben. In diese Tage dürfte vielleicht ein freundschaftliches Gespräch mit dem schwedischen Geschäftsträger in Berlin, Karl Gustaf Brinckmann, zu verlegen sein, auf das Schillers Worte in einem Abschiedsbriefe von Mittwoch, dem 16. Mai,[1]) schließen lassen: „Ich hatte gehofft, mein verehrter Freund, Sie vor meiner Abreise aus B., welche Morgen früh erfolgt, noch zu sehen und mündlich Abschied zu nehmen, aber meine noch immer sehr angegriffene Gesundheit und die Zerstreuungen der letzten Augenblicke verbieten mirs. Ich thue es also schriftlich“. . .

---

[1]) Jonas, Nr. 1969.

Brinckmann, der im Jahre 1839 von seinem Könige zum Baron ernannt wurde, hatte vor 1790 in Halle, Leipzig und Jena studiert, war in innige Beziehungen zu Schleiermacher getreten und stand in einer späteren Periode seines Lebens mit Frau v. Staël in Briefwechsel. Da Schiller in dem erwähnten Briefe Aufträge für „die Freunde in Weimar" erbittet, muß Brinckmann ein alter Bekannter von ihm gewesen sein, und zwar um so näher stehend seinem Herzen als auch jener dichterisch veranlagt war. Tatsächlich erwähnt ihn Schiller im Briefe an Goethe — Jena, 24. August 1799 — zugleich mit Humboldt:[1]) „Ihre Gedichte, womit Sie mir ein so angenehmes Geschenk machten," schreibt unser Weimarischer Gast verbindlich in dem erwähnten Abschiedsbriefe an den nordischen Freund, „werden mich begleiten und Ihr Geist, in dessen Nähe ich mich so gern fühle, mich umgeben".

Brinckmann hatte 1789 seine ersten „Gedichte" in Leipzig unter dem Namen „Selmar" erscheinen lassen, denen 1806 in Berlin die „Philosophischen Ansichten und Gedichte" ohne Nennung jeglichen Verfassers folgten.

Auch die schöne und stolze Henriette Herz, deren Salon den Vereinigungspunkt der bedeutendsten Männer des damaligen Berlins bildete, rühmte sich der Bekanntschaft des Schillerschen Ehepaars.[2]) Schillers Gattin wird damals die Gelegenheit benutzt haben, um den ihr von ihrer Schwester Caroline v. Wolzogen brieflich unterm 29. April aufgetragenen Gruß an „Madame Herz" zu bestellen.[3])

Letztere berichtet insbesondere über Schiller und über die Anschauung, die sie von der eigenartigen Natur des genialen Gastes gewonnen, indem sie ihn zunächst mit Goethe vergleicht. Dabei kommt sie zu dem Ergebnis, daß trotz der stattlichen Erscheinung des Weimarer Olympiers Schiller auf die Mehrzahl der Menschen doch einen angenehmeren Eindruck als dieser machen mußte, da Goethe weniger Anteil nehmend und zumeist zurückhaltender und vornehmer gewesen sei. Dann fährt sie fort:

„Schiller war eingehender. Auch sein Äußeres war jedenfalls bedeutend. Er war von hohem Wuchse, das Profil des oberen Teiles

[1]) Jonas, Nr. 1493.

[2]) Henriette Herz, Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürst. 2. Aufl. Berlin 1858. S. 221/223.

[3]) Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. II. S. 89/90.

des Gesichtes war sehr edel; man hat das Seine, wenn man das seiner Tochter, der Frau v. Gleichen, ins Männliche übersetzt. Aber seine bleiche Farbe und das röthliche Haar störten einigermaßen den Eindruck. Belebten sich jedoch im Laufe der Unterhaltung seine Züge, überflog dann ein leichtes Roth seine Wangen, und erhöhte sich der Glanz seines blauen Auges, so war es unmöglich, irgend etwas Störendes in seiner äußeren Erscheinung zu finden.

Bis zum Jahre 1804, wo ich ihn zum ersten und letzten Male, und zwar hier in Berlin sah, hatte ich ihn nur aus seinen Schriften gekannt, und wie es begreiflich ist, daß wir uns das Bild der Persönlichkeit eines Dichters, den wir kennen und lieben, aus seinen Werken gestalten, so hatte ich ihn mir in seiner Ausdrucksweise feurig und in seinen Reden rückhaltlos seine Überzeugung aussprechend gedacht. Ich meinte, er müsse so im Laufe eines Gesprächs etwa wie sein Posa in der berühmten Szene mit König Philipp sprechen. Zu meinem Erstaunen nun stellte er sich in seiner Unterhaltung als ein sehr lebenskluger Mann dar, der namentlich höchst vorsichtig in seinen Äußerungen über Personen war, wenn er irgend glauben durfte Anstoß durch sie zu erregen."

Vermutlich wird Schiller in Berlin auch mit Fichte verkehrt haben, der mit ihm in Briefwechsel stand und den er, wie wir oben schon berichteten, von Jena her kannte.

Am 10. Mai sah Schiller „Die Aussteuer", Schauspiel in fünf Akten von Iffland. In Mannheim war das Stück während Ifflands Regieführung im Februar 1795 zum erstenmal gegeben worden und hatte allgemein gefallen.

Die Wirkung, die die mit aller Meisterschaft aufgeführten Schillerschen Dramen auf das Publikum ausübten, hatten nach und nach die Vorliebe des Publikums für die Ifflandschen und Kotzebueschen Stücke schwinden lassen; der bedeutende Anklang indessen, den die Verfasser mit ihren Familiengemälden anfangs fanden, erscheint als ein beredter Beweis dafür, daß die Verhältnisse, die sie vorführten, im allgemeinen richtig wiedergegeben wurden; in dieser photographisch getreuen Schilderung des wirklichen Lebens beruht ihr Hauptwert.[1])

[1]) Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. S. 1054.

Wohl im Hinblick auf solche Stücke läßt unser Dichter in seiner Parodie „Shakespeares Schatten" den großen Briten folgende Wechselrede mit seiner — Schillers — Person führen:[1])

> „Was? Es dürfte kein Cäsar auf Euren Bühnen sich zeigen,
> Kein Achill, kein Orest, keine Andromache mehr?" —
>
> „Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Commerzienräthe,
> Fähndriche, Secretärs oder Husarenmajors."
>
> — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
>
> — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
>
> „Woher nehmt Ihr denn aber das große, gigantische Schicksal,
> Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?" —
>
> „Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten Bekannten,
> Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier."
>
> „Aber das habt Ihr ja Alles bequemer und besser zu Hause;
> Warum entfliehet Ihr Euch, wenn Ihr Euch selber nur sucht?" —

Obgleich der zweite der hier genannten Dichter, August Friedrich Ferdinand v. Kotzebue, damals seinen ständigen Wohnsitz in Berlin hatte, dürfte er doch während Schillers Aufenthalt in Berlin nicht in der preußischen Hauptstadt geweilt haben, wie Ferdinand Meyer in einem am 27. Januar 1872 im Bürgersaale des Berliner Rathauses gehaltenen Vortrage über „Schiller in Berlin" wahrscheinlich gemacht hat.[2]) Es findet sich nämlich in einem damals zu Ehren Schillers in der Vossischen Zeitung veröffentlichten Gedichte von L. Monti die Schlußzeile:

> „Und der Neid war eben fortgereist,"

Diese Worte bezieht Meyer auf Kotzebue, dem man damals den pomphaften Titel „der deutsche Shakespeare" beilegte, der aber unseren Weimarer Heroen, vornehmlich Goethen, heftigen Groll entgegenbrachte.[3]) Es war ihm nämlich wenige Jahre vorher, als der

---

[1]) Schiller, Gedichte (Hempel). S. 207.

[2]) Vgl. Zweites Beiblatt zu Nr. 68 der „National-Zeitung". Sonnabend, den 10. Februar 1872.

[3]) Vgl. den Artikel: A. v. Kotzebue von Ludwig Geiger in der A. D. B., Bd. 16, S. 772/780. — Karl Fulda, Leben Charlottens v. Schiller, geborenen v. Lengefeld. Berlin 1878. S. 165 ff. (Ein Irrtum Fuldas findet sich auf S. 189, wo behauptet wird, Schiller hätte in Berlin der Vorstellung des Tell beigewohnt — eine Angabe, die vielleicht auf K. Fr. v. Beymes Brief an Christian Gottfried Schütz in Halle — Steglitz, 15. April 1830, zurückgeht. Vgl. Schüddekopf im Goethe-Jahrbuch, XX. Bd. [1899], S. 96.)

unstäte Gast sich für einige Zeit in Weimar niedergelassen hatte, nicht gelungen, Zutritt zu dem „Mittwochskränzchen" zu erlangen, das eine Anzahl hervorragender Männer und Frauen der Weimarer Gesellschaft allwöchentlich in Goethes Hause abhielt. Von Berlin aus befehdete er Goethe, wie die romantische Schule, aufs heftigste in der von ihm und Merkel herausgegebenen Zeitschrift „Der Freimüthige", und auch die in dramatischer Form ihren Spott ergießenden „Expektorationen" haben das nämliche Ziel, wenn auch Kotzebue leugnete, der Verfasser dieses Machwerks zu sein. Nun war jener, der ehemalige Günstling des russischen Kaisers Paul I., zwar am Anfang des Jahres 1804 von einer Reise aus Paris heimgekehrt, suchte aber bald darauf seine Besitzungen in Livland und Esthland auf, und es ist wohl anzunehmen, daß dieser Ausflug kurz vor Schillers Reise nach Berlin unternommen wurde.

Am 11. Mai wohnte Schiller in Berlin der Aufführung der Oper „Iphigenia" bei. Am 11. Dezember 1800 wurde er durch Goethe schriftlich ersucht, während seiner, des Briefschreibers, Abwesenheit von Weimar — er reiste nach Jena — mit Meyern die Proben der Gluckschen „Iphigenia" zu leiten,[1]) was der Freund jenem im Briefe vom 17. Dezember 1800 zusagte.[2]) Danach berichtet er vom Strande der Ilm, den 24. Dezember, an Goethe folgendes:[3]) „Hier erwartet Sie die Iphigenia, von der ich alles Gute hoffe; ich war bei der gestrigen Probe, es ist nur noch wenig zu thun. Die Musik ist so himmlisch, daß sie mich selbst in der Probe unter den Possen und Zerstreuungen der Sänger und Sängerinnen zu Thränen gerührt hat. Ich finde auch den dramatischen Gang des Stückes überaus verständig; übrigens bestätigt sich Ihre neuliche Bemerkung, daß der Anklang der Namen und Personen an die alte poetische Zeit unwiderstehlich ist".

„Es schien anfangs ein Wagestück", sagt der Chronist des National-Theaters über die Berliner Aufführung vom 11. Mai 1804,[4]) „daß Herr Weitzmann heute, für Herrn Beschort, die Rolle des Orest über-

[1]) Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. IV. Abt., 15. Bd. Briefe 1800/1801. (Weimar 1894.) Nr. 4328.

[2]) Jonas, Nr. 1646.

[3]) Jonas, Nr. 1650.

[4]) „Berlinische Nachrichten, von Staats- und gelehrten Sachen". Im Verlage der Haude- und Spenerschen Buchhandlung. Nr. 58, Dienstag, den 15. Mai 1804.

nommen hatte, aber man fand Ursache sich mit seiner Kühnheit zu versöhnen, weil er wirklich durch Studium und Anstrengung jede Erwartung übertraf. Seine schöne Tenorstimme hat freilich nicht Tiefe genug, um Glucks charakteristischen Gesang vorschriftsmäßig auszuführen, und in den Szenen mit Pylades schwächte die Einförmigkeit mit Herrn Eunickes ähnlicher Stimme, zuweilen den sonst gewohnten Effekt, er aber suchte seinen Tönen so viel Kraft und Nachdruck zu geben, als es ihm möglich war, und wenn er in seiner Darstellung nicht überall die erforderliche tragische und leidenschaftliche Haltung beobachtete, so gelangen ihm dennoch einzelne schöne Momente, unter denen der Ausdruck schmerzhafter Erschöpfung, im dritten Akt, ihm lauten und verdienten Beifall erwarb. Der würde- und ausdrucksvolle Gesang der Madame Schick als Iphigenia, und die Sanftheit im musikalischen Vortrage des Herrn Eunicke, als Pylades, zeigten sich wieder in all ihrer schönen Zweckmäßigkeit, und das reizende Pas de trois im Schlußballet wurde durch die Grazie der Demoiselle Auguste Schultz ein gefährlicher Nebenbuhler für den Eindruck, den die Kunst des Gesanges bewirkt hatte. Indessen findet unter den schwesterlichen Musen keine Eifersucht statt."

Am 12. Mai vermerkt Schiller in seinem Kalender: „Soupirt bei Hufeland".

Gemeint ist mit dem hier Erwähnten der schon oben genannte Geheime Rat Hufeland — wirklicher königlicher Leibarzt seit Dezember 1801[1]) und Leibarzt der Königin Luise — ein alter Freund Schillers[2]) und, neben Hofrat Starke, sein Leibarzt in Jena, wo er von Ostern 1793 bis Frühjahr 1801 als Professor ordinarius honorarius gewirkt hatte. Düntzer behauptet[3]) nach dem Zeugnis eines 1859 noch lebenden Dieners, daß Schiller in Berlin bei Hufeland gewohnt habe. Dies würde sich dann auf das Haus Letzte Straße — jetzt Dorotheen-

---

[1]) „Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung." Nr. 238, Sp. 1936, den 16. Dezember 1801. Vgl. auch Nr. 234, Sp. 1885, Mittwoch, den 15. Dezember 1802.

[2]) Charlotte v. Schiller schrieb am 9. April 1824 an ihren Sohn Ernst über Hufeland: „Er ist einer der Wenigen, die Etwas für ihre Freunde thun, und er hat Deinen Vater sehr geliebt." Vgl. „Schillers Sohn Ernst" von Dr. Karl Schmidt. Paderborn 1893. S. 262.

[3]) Heinrich Düntzer, Schiller und Goethe. Übersichten und Erläuterungen zum Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Stuttgart 1859. S. 275.

Straße — Nr. 3 beziehen.[1]) Vielleicht aber ist dieses Zeugnis nicht unanfechtbar. Denn in Hufelands Brief an Schiller vom 10. Juli 1804 und in dessen Antwort vom 16. Juli ist nur von einem „Besuche Schillers" bei Hufeland, beziehungsweise von einer „liebevollen Aufnahme" die Rede, und beide Ausdrücke ließen sich wohl mit dem erwähnten Abendessen vom 12. Mai und dem von Schiller bei Hufeland zugebrachten Abend vom 16. desselben Monats vereinigen.

Mit Hufeland wird der Gast auch seinen Wunsch besprochen haben, in irgend einer Weise zum preußischen Hofe in ein näheres Verhältnis zu treten, und der damals in Allerhöchster Gunst stehende Geheime Kabinettsrat Beyme, der wieder mit dem Leibmedikus befreundet war, hat dann den Gedanken aufgegriffen und der Verwirklichung näher zu führen gesucht. Diese Erwägungen lassen die Ehre, deren unser Dichter am folgenden Tage teilhaftig wurde, nicht ganz unvermittelt erscheinen. Denn nachdem Schiller am Abend des 12. Mai, wie schon erwähnt, die „Jungfrau von Orleans" zum zweiten Male gesehen, war er am 13. Mai „bei der Königin" und „zu Mittag bei Iffland".

Wie der Professor und Historiograph Preuß aus Beymes mündlicher Erzählung wissen will, gab der König dem Schillerschen Ehepaare ein Dejeuner auf Sanssouci, bei dem die Königin durch die ihr eigentümliche Liebenswürdigkeit Schiller und Frau entzückte. Auch der

---

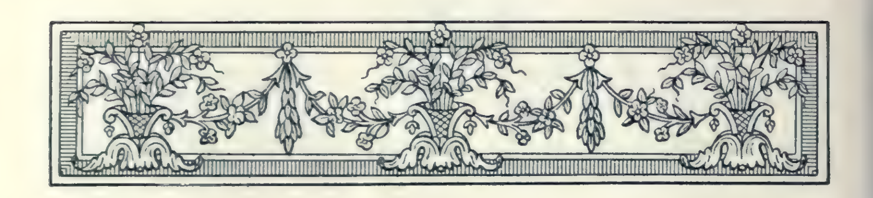
[1]) „Adreß-Kalender der Königlich Preußischen Haupt- und Residenz-Städte Berlin und Potsdam auf das Jahr 1804." Mit Genehmigung der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Berlin (1804). S. 211 (unter „Collegium Medico-Chirurgicum"). — Am Hause Dorotheenstraße 3, einem Neubau unfern des Hegel-Platzes, findet sich folgende Inschrift:

Hier wohnte
von 1804 bis 1836
Chr. Wilh.
Hufeland
* 12. 8. 1762. † 25. 8. 1836.
Seinem Andenken
Die Stadt Berlin
1903.

Teichmann, Zur Erinnerung an Schiller. S. 12. — Palleske, Schillers Leben. 15. Aufl. v. Fischer, II. S. 388/390. — „National-Zeitung", Nr. 68 (zweites Beiblatt) vom 10. Februar 1872.

König und die Königin sollen von der Unterhaltung des berühmten Dichters sehr befriedigt gewesen sein. Da Schiller während seines Berliner Aufenthaltes in seinem Kalender der Königin nur einmal gedenkt, und zwar am 13. Mai, so wird das von Preuß erwähnte Dejeuner nicht in Sanssouci, sondern in Berlin stattgefunden haben, weil Schiller bei der weiten Entfernung beider Orte voneinander unmöglich zum Dejeuner in Sanssouci und den Mittag bei Iffland sein konnte.





# Bei der Königin Luise. „Wallenstein". In der Singakademie. Gotter.

Bereits am 2. Juli 1799 war Schiller — zugleich mit Goethe und Wieland — bei Gelegenheit der Aufführung von „Wallensteins Tod" dem preußischen Königspaare zu Weimar während eines Zwischenaktes vorgestellt worden,[1]) nachdem er dazu ausdrücklich von Jena herübergekommen. Friedrich Wilhelm III. und seine Gemahlin waren damals, auf der Rückreise von Baireuth und Ansbach begriffen, am herzoglichen Hofe zu Weimar eingekehrt; das Schillersche Drama aber war auf ihren ausdrücklichen Wunsch aufgeführt worden, nachdem sie in Berlin weder dessen erste Vorstellung im königlichen Schauspielhause (17. Mai 1799), noch eine der Wiederholungen durch ihre Gegenwart ausgezeichnet hatten. Auch späterhin hat die Königin Luise Schillern nicht aus den Augen verloren.

Sie war eine begeisterte Verehrerin unseres Dichters und erglühte für die hohen Gestalten seiner Muse. Die „Geschichte des Abfalls

[1]) Vgl. P. Bailleu, Königin Luise in Weimar. — Goethe-Jahrbuch XXII. Bd. 1901. S. 109/113. Es wird hier ein teils in französischer, teils in deutscher Sprache abgefaßter Brief der Prinzessin Therese von Thurn und Taxis, der zweitälteren Schwester der Königin Luise von Preußen, mitgeteilt, datiert: Hildburghausen, 8 juillet 1799. Darin wird die Aufführung von „Wallensteins Tod" vom 2. Juli erwähnt, unter anderem mit den Worten: „En effet, rien n'est plus intéressant que cette pièce; l'entre acte ne le fut pas moins, on nous présenta Göthé, Schiller et Wieland." — Siehe auch Schlömilch in der „Weimarischen Zeitung". Nr. 27 vom 9. November 1873; ferner Friedrich Adami, Luise Königin von Preußen. 13. Aufl. Gütersloh, 1890. S. 118.

der Niederlande" und des „Dreißigjährigen Krieges" waren Lieblingsbücher von ihr. Ebenso bot ihr die von Schiller herausgegebene „Allgemeine Sammlung historischer Memoires, vom zwölften Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten" eine angenehme und belehrende Unterhaltung.

In den Briefen der Königin an ihren Bruder, den Erbprinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz,[1]) kommen einige Anklänge an Schillers Dichtungen vor. So schrieb sie — Charlottenburg, den 13. August 1803:

„Der Zustand der armen Erbprinzeß von Schwerin zerreißt mir das Herz. Sie ist sehr, sehr übel. Brown (d. i. der Leibarzt) findet sie elend und sagt, es wäre viel mehr Wahrscheinlichkeit zum Tod als zum Leben! Beinahe möchte ich mit Thekla sagen:

„Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!"

In einem anderen Briefe aus der nämlichen Reihe — Potsdam, den 20. April 1805 — schreibt sie, daß sie sich froh und glücklich fühle, weil sie gleich nach der Ankunft von Berlin ein Buch — Gibbon — vorgenommen und so eifrig gelesen habe, daß ihr Hören und Sehen vergangen, auch daß sie sich des Abends einer mühevollen Arbeit hingegeben hätte. Danach sagt sie: „Ich finde aufs neue die Wahrheit bestätigt:

„„Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.""

Diese Zeilen bilden bekanntlich den Schluß von Schillers Gedicht „Die Ideale".

Welchen Eindruck zur Zeit die Nachricht von Schillers Tode am Berliner Hofe machte, geht aus einem Briefe Hufelands[2]) an des Dichters Witwe vom 23. Mai 1805 hervor, in dem es heißt:

. . . „Die Königin, die unbeschreiblich von diesem Verlust gerührt war, hat mir ausdrücklich aufgetragen, Ihnen ihre innigste Teilnahme zu bezeugen, und wie sehr sie wünsche, etwas zu Ihrer Tröstung und Aufheiterung beitragen zu können. — Hatte nicht der Verewigte den

---

[1]) Briefe der Königin Luise an ihren Bruder Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz (1794—1810). Veröffentlicht von Paul Bailleu in der „Deutschen Rundschau". Bd. CV, Dezember 1900, S. 363 ff. Vgl. S. 376 und 381, 382.

[2]) Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. I. Bd. S. 306.

Plan, einen seiner Söhne dem Kriegsdienste zu widmen? Wäre dies, so würde sich jetzt die beste Gelegenheit dazu darbieten“. . . .

Im September 1808 schrieb, wie Adami berichtet, die Königin Luise[1]) folgendes: „Der König hat befohlen, daß in den Kirchen Gedächtnißtafeln der ums Vaterland verdienten Krieger aufgestellt werden, zur Ehre der Todten, zur Auszeichnung der Überlebenden und zur Nacheiferung der — Andern. Das ist ein Funke mehr, aus dem vielleicht doch noch die Flamme Gottes schlagen kann, welche die Geißel der Völker verzehrt. Hat es denn nicht, wie in Spanien, auch in Tyrol schon gezündet? „„Auf den Bergen ist Freiheit!““ Klingt diese Stelle, die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine Prophezeihung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf seines Hofer erhoben hat? Welch ein Mann, dieser Andreas Hofer! Ein Bauer wird ein Feldherr, und was für einer! Seine Waffe — Gebet; sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefaltenen Händen, kämpft mit gebeugten Knien und schlägt wie mit dem Flammenschwerte des Cherubs! Und dieses treue Schweizer-Volk, das meine Seele schon aus Pestalozzi angeheimelt hat. Ein Kind von Gemüth, kämpft es wie die Titanen mit Felsstücken, die es von seinen Bergen niederrollt. Ganz wie in Spanien! Gott, wenn die Zeit der Jungfrau wiederkäme, und wenn der Feind, der böse Feind doch endlich überwunden würde, überwunden durch die nämliche Gewalt, durch die einst die Franken, das Mädchen von Orleans an der Spitze, ihren Erbfeind aus dem Lande schlugen! — Ach, auch in meinem Schiller hab' ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des Tell auch verblendet worden, wie der Geschichtschreiber der Eidgenossen? Nein! Nein! Lesen Sie nur die Stelle: „„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre!““ Kann diese Stelle trügen? Und ich kann noch fragen: warum er sterben mußte. Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich!“ — —

Am 14. Mai 1804 sah Schiller den „**Wallenstein**“, und zwar „**Wallensteins Tod**“.

Das wichtigste und folgenreichste Ereignis der Ifflandschen Verwaltungsperiode war dies, daß Schiller nach zwölfjähriger Pause mit ungeschwächter Jugendkraft für die dramatische Dichtkunst von neuem auferstand. Sein zweiter und dritter Teil des „Wallenstein“ („Die

---

[1]) Adami, Luise, Königin von Preußen. 13. Aufl. S. 323/324.

Piccolomini" und „Wallensteins Tod") erschienen 1799 am 18. Februar, beziehungsweise am 17. Mai, zum erstenmale auf der Berliner Bühne, und zwar die „Piccolomini" zum Benefize des genialen Schauspielers Fleck, wie dieser am 26. Januar 1799 an den Professor Heinrich, den Mitdirektor des Theaters in Breslau, schreibt.[1]) Schon im Jahre vorher hatte Iffland mit Schiller darüber in Verhandlung gestanden und das Werk in seinen vollendeten drei Teilen für sechzig Friedrichsdor erworben.

„Wallensteins Lager" kam erst am 28. November 1803 zur Aufführung. Iffland äußert sich darüber gegen Schiller folgendermaßen: „Es scheint mir und schien mehreren bedeutenden Männern ebenfalls bedenklich, in einem militairischen Staate, ein Stück zu geben, wo über die Art und Folgen eines großen, stehenden Heeres, so treffliche Dinge, in so hinreißender Sprache gesagt werden. Es kann gefährlich seyn, oder doch leicht gemißdeutet werden, wenn die Möglichkeit, daß eine Armee in Masse deliberirt, ob sie sich da oder dorthin schicken lassen soll und will, anschaulich dargestellt wird. Was der wackere Wachtmeister so charakteristisch über des Königs Scepter sagt, ist, wie die ganze militairische Debatte, bedenklich, wenn ein militairischer König der Zuschauer ist".

Diese Bedenklichkeiten Ifflands bestätigten sich nicht. Gerade die militärische Welt fühlte sich durch den Wallenstein begeistert. So wurde Schiller im Mai 1803 von den preußischen Offizieren in Erfurt mit Begeisterung aufgenommen. Sie hatten ihn zu einem Feste eingeladen, bei dem gegen hundert Offiziere zugegen waren, wovon ihm insbesondere die alten gedienten Majors und Obersten Teilnahme einflößten. Bei dieser Gelegenheit sollen die Offiziere Schiller zu Ehren „Wallensteins Lager" aufgeführt haben.[2])

Wie gestaltete sich nun ein Jahr später — am 14. Mai 1804 — die Berliner Aufführung von „Wallensteins Tod"? Der Chronist des National-Theaters berichtet darüber in Nr. 59 der „Berlinischen Nachrichten" vom Donnerstag dem 17. Mai 1804 folgendes:

---

[1]) Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten. Herausgegeben von Karl v. Holtei. I. Bd. Hannover 1872. S. 87.

[2]) Dr. Boxberger, Erfurts Stellung zu unserer klassischen Literaturperiode in einer Reihe von Vorträgen. (Abdruck aus den „Mittheilungen der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften" zu Erfurt.) Erfurt 1869. S. 33/34. — Albert Pick, Schiller in Erfurt. Halle a. S. 1898. S. 66/67. — Schiller an Körner. Weimar, den 12. Mai 1803. — Jonas, Nr. 1869.

„Herr Iffland, als Wallenstein, war heute in Darstellung dieses Charakters sorgfältiger, und, — was in Rücksicht des wahren, vollendeten Künstlers dasselbe heißt, — vortrefflicher als jemals. So durchdacht und konsequent sein Spiel aber auch war, so wenig konnte es doch, bis zum Schluß des Stücks von gleichbleibender Wirkung seyn, da die Hauptpersonen der Handlung, Max und Thekla, schon im dritten und vierten Akt verschwinden. Beide wurden durch Herrn Mattausch und Madame Fleck, mit einer so innigen, gefühlvollen Wahrheit, bei so glücklicher Übereinstimmung ihrer Persönlichkeit mit der Rolle, dargestellt, daß wahrscheinlich der Dichter selbst heute seine interessante Idee auf eine äußerst wirksame Weise versinnlicht sah“. . . .

Der Berichterstatter irrte, wenigstens soweit er die Wiedergabe der Thekla durch Madame Fleck im Auge hatte. Henriette Herz erzählt uns, daß gerade über die Thekla im „Wallenstein“ das ganze intelligente Berlin in zwei Parteien geteilt gewesen wäre. Diese Rolle sei von Flecks Gattin dargestellt worden, einer hübschen, mit einem weichen und tönenden Organe begabten Frau, die später als Madame Schröck in den Rollen der edlen Mütter und Anstandsdamen alle Stimmen für sich vereinigt gehabt hätte, als jugendliche Liebhaberin jedoch von einem Teile des Publikums bis in den Himmel erhoben worden sei, während ein anderer sie einer falschen, langweiligen Sentimentalität beschuldigte, die bei ihr zur unaustilgbaren Manier geworden, und dieser Widerstreit der Meinungen sei auch bei der Rolle der Thekla hervorgetreten. Aber von Schiller selbst, der sich sehr verschlossen gezeigt, wäre darüber nichts herauszubringen gewesen. Seine Frau jedoch, weniger gewappnet gegen feingesponnene Fragen, sei bald zu der Mitteilung vermocht worden, daß dem Gatten die Darstellung der Thekla gar nicht behage.

Ludwig Tieck, der Mitbegründer der romantischen Schule, der zugleich als geborener Berliner das geistige Leben seiner Vaterstadt mit regster Teilnahme verfolgte, sagt uns in späteren Jahren — in einer Betrachtung, die sozusagen aus der Vogelschau angestellt wurde —, welchen Eindruck „Die Piccolomini“ und „Wallensteins Tod“ bei ihren ersten Aufführungen auf seine Mitbürger gemacht hätten. Er berichtet darüber in den „Dramaturgischen Blättern“:[1]) „Alle fühlten, daß mit der Erscheinung dieses großen und merkwürdigen Dramas eine neue

[1]) Dramaturgische Blätter. Nebst einem Anhange noch ungedruckter Aufsätze über das deutsche Theater usw. Von Ludwig Tieck. Erstes Bändchen. Breslau 1826. S. 51 ff.

Epoche in unserer dramatischen Literatur beginne. Es schnitt damahls mächtig in die schwachen Geburten des Tages ein." „Unter die blassen Tugendgespenster jener Tage trat Wallensteins mächtiger Geist, groß und furchtbar. Der Deutsche vernahm wieder, was seine herrliche Sprache vermöge, welche Gestalten ein echter Dichter wieder heraufgerufen habe. Als ein Denkmahl ist dieses tiefsinnige, reiche Werk für alle Zeiten hingestellt, auf welches Deutschland stolz seyn darf, und ein Nationalgefühl, einheimische Gesinnung und großer Sinn strahlt uns aus diesem reinen Spiegel entgegen, um zu wissen, was wir sind und vermögen."



Hofschauspieler Fleck.

„Wenn man des Wallenstein gedenkt und sich seiner Herrlichkeit freut, sollte man auch zuweilen an den trefflichen Fleck (er starb am 20. December 1801) in Berlin erinnern, der sein reifes Mannesalter durch das Studium dieser Rolle verherrlichte. Gewiß, wer ihn damahls, als das Gedicht zuerst erschienen war, diesen Helden darstellen sah, hat etwas Großes gesehen. Ich habe fast auf allen Deutschen Theatern auch der Aufführung dieses Gedichtes zu verschiedenen Zeiten beygewohnt; vieles war zu loben, dies und jenes gelang, aber nirgends ward mir etwas sichtbar, das diesem wahren Heldenspiele von ferne nur ähnlich gewesen wäre. Wenn Fleck sagte:

„„Von welcher Zeit ist denn die Rede, Max?
Ueber der Beschreibung da vergeß ich
Den ganzen Krieg . . .""

oder

„„Tod und Teufel!
Ich hatte, was ihm Freyheit schaffen konnte, —""

so sah und fühlte man die tiefste Absicht des Dichters. Wo ist je der große Monolog, und dann die Scene mit Wrangel, wieder so gesprochen und gespielt worden! Welche Würde, welche sichtbare Vision, als er den Traum erzählt; die Worte:

„„Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tage,
Und Roß und Reiter sah man niemals wieder!““

eröffneten einen Blick in eine unendliche Weite.

Wenn er in der höchsten Seelenbedrängniß sagt:

„„Max! bleibe bey mir! — Geh' nicht von mir, Max!““

so war in diesem milden, fast gebrochenen Tone so viel Geschichte der ganzen innern Seele, soviel Poesie in den wenigen Worten, daß hier wirklich kein Dichter, auch der große nicht, den großen Schauspieler erreichen kann. Als der Held ohne Erfolg sein Angesicht den wüthenden Truppen gezeigt hat, als er nun wiederkehrt und blos: „„Terzky““ im Zurückkommen ruft, — wer malt oder erzählt wieder, was in diesem einzigen Worte lag? Schiller selbst sagt uns weder, daß er erschüttert, oder vernichtet, oder blaß (u. s. w.) zurückgekehrt (wie manche Dichter nicht Beyschriften der Art genug erfinden können); er hatte aber damals in Flecks Person für einen so schöpferischen Genius gearbeitet, daß er ihm in dieser Scene gern die ganze Poesie überlassen durfte, die er ja hier mit Worten doch niemals schaffen konnte. Glückliche Zeiten, wenn Genien sich so begegnen!“ . . . . .

So weit Tiecks Bericht. — Schiller, der am 24. Dezember 1798 die „Piccolomini“ an Iffland schickte, schrieb gleichzeitig:[1]) „Man hat mir gesagt, daß Sie den Wallenstein selbst nicht spielen wollten, sondern ihn an Fleck geben. Da ich Fleck nicht kenne, aber Sie, so muß mir dieses freilich leid thun und ich hoffe noch, daß es nicht dabei bleiben wird. Der Octavio, so bedeutend er ist und durch Sie noch werden müßte, könnte doch nothdürftig auch durch ein subalternes Talent geleistet werden, aber Wallenstein fordert ein eminentes, und der Schauspieler, der ihn treffen will, muß eben so als Herrscher unter seinen Mitspielern dastehen und anerkannt seyn, als Wallenstein der Chef unter seinen Obersten.“

Am 15. Mai besuchte Schiller „die Sing-Akademie“, deren Vorstand und Leiter Zelter war. „Dieses Institut“, sagt der berühmte Komponist,[2]) „genießt eines gastfreundlichen Vorrechts in einem königlichen Hause“ und — den 28. Oktober 1803 —: „Wäre wohl Schiller willig, mir einige Strophen im Hymnenstyl zu dichten, die ich componiren möchte, um meinen König damit auf der Singakademie zu bewillkommnen?

[1]) Jonas, Nr. 1420.

[2]) Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Nr. 18, S. 39/40 und Nr. 37, S. 96.

Der König, der seinen aufrichtigen Wunsch und Willen zu erkennen giebt dem Kunstwesen die Hand zu bieten, ist noch niemals auf der Singakademie gewesen. Es ist möglich daß er bald kommt, und ich möchte ihn gern würdig empfangen."

Ach, hätte doch Zelter diese vaterländische Gesinnung stets in der Zeit der Not bewährt! Leider gehört er zu jenen Berliner Bürgern, die gegen Ende Oktober 1806, als Bonaparte in Berlin war, schwuren, daß sie „keine Verbindung mit den Feinden des Franzosenkaisers unterhalten wollten".[1])

Am Abend des 15. Mai sah Schiller im Nationaltheater „Merope", ein Trauerspiel in fünf Akten nach Voltaire von Gotter.

Schiller stand zu Gotter († 1797) in einem eigentümlichen Verhältnisse. Dieser hegte eine bewußte Vorliebe für das französische Drama. Seine Sprache zeichnete sich durch leichten Fluß, Richtigkeit und schönen Glanz aus. Unangenehm berührte ihn daher die veränderte Richtung des Geschmacks, der beim Eintritt der Sturm- und Drangperiode statt der Regel, die durch die Muster der französischen Dramaturgie sich bisher in ungeschwächtem Ansehen erhalten hatte, nur die Natur gelten ließ. Die ersten Schöpfungen der Schillerschen Muse konnten ihm also nicht zusagen. Die von Ettinger, dem Freunde Gotters, verlegte „Gothaische gelehrte Zeitung" hatte eine Schiller nicht befriedigende Besprechung von „Kabale und Liebe" gebracht. Bereits im Sommer dieses Jahres war „Der schwarze Mann", eine Posse von Gotter,[2]) in Mannheim gespielt und vom Publikum als eine Satire auf Schiller betrachtet worden. Iffland spricht aus diesem Grunde gegen Heribert v. Dalberg die Hoffnung aus, daß dieses Stück niemals wiederholt werden möge, „aus Achtung für Schiller nicht", und fährt dann fort:

„Ich habe ängstlich jede Analogie vermieden, dennoch hat man gierig Schiller zu dem Gemälde sitzen lassen. Schon damit ist die Unfehlbarkeit von Schiller genommen, die Unverletzbarkeit des großen Mannes."

---

[1]) Schwebel, Geschichte der Stadt Berlin. II. S. 440. — Zelters vaterländische Gesinnung ist sonst außer Zweifel. Das bezeugen viele Stellen seiner Briefe an Goethe. Vgl. auch Katharine Pusahl, Berliner Patrioten während der Franzosenzeit 1806—1808. S. 26. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Dorotheenschule. Berlin, Ostern 1896.)

[2]) Dr. Wilhelm Koffka, Iffland und Dalberg. Geschichte der klassischen Theaterzeit Mannheims. Nach den Quellen dargestellt. Leipzig 1865. S. 139, 142.

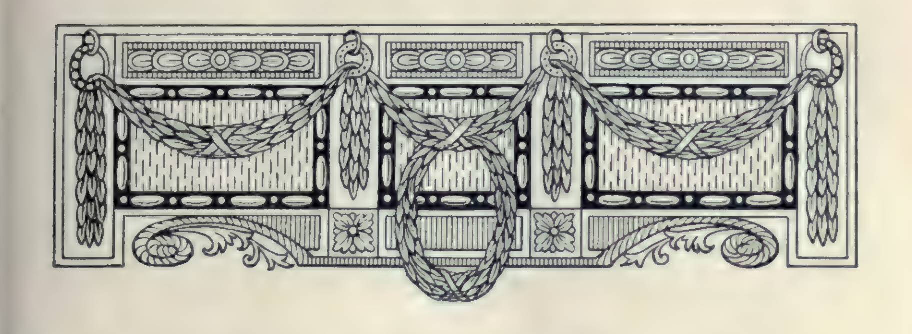
Bereits hierdurch wurde Schiller gegen Gotter eingenommen. Prüfen wir das Stück näher, so werden wir höchstens eine entfernte Beziehung zu „Kabale und Liebe" darin finden. Dennoch hatte das Publikum einen absichtlichen Spott angenommen, was Schiller, der damals in Mannheim als Theaterdichter lebte, nicht verborgen bleiben konnte. Dieser übertrug denn auch die Schuld an der herrschenden Stimmung auf den Verfasser des Stückes, indem er den 8. August 1787 an Körner schrieb:[1] „Gotter haßt mich schon seit vier Jahren".

Hierzu kam, daß Gotter auf Verlangen der Herzogin Anna Amalia, bei der er in hohem Ansehen stand, 1787 den „Don Carlos" vorlesen mußte. Sein Urteil über dieses Stück, in vielen Punkten von dem anwesenden Wieland bestätigt, wurde maßgebend für die Herzogin und ihren Kreis. Dies bewirkte eine Verstimmung der Herzogin gegen Schiller, die sich erst zum Teil verlor, als Herder an der Tafel der Herzogin sich laut für unsern Dichter erklärte. Übrigens schwand mit der Zeit Schillers Groll gegen Gotter, wie aus der Tatsache hervorgeht, daß unser Dichter diesen neben anderen namhaften Zeitgenossen im Juni 1794 zur Mitarbeiterschaft an den „Horen" aufforderte.

Der ersten Vorstellung von Kotzebues „Fanchon, das Leiermädchen", am 16. Mai wohnte Schiller nicht bei; er brachte vielmehr den Abend dieses Tages, des letzten, den er in Berlin verlebte, wie schon erwähnt, bei Hufeland zu.

[1]) Jonas, Nr. 207.





# Reise nach Potsdam. Beyme. v. Massenbach.

Am 17. Mai 1804, an dem er mit seiner Familie Berlin verließ, bemerkt er in seinem Kalender: „Reisten wir nach Potsdam ab".

Mit diesem Datum stimmt nun nicht überein das „Berliner Intelligenz-Blatt zum Nutzen und Besten des Publici. Nr. 121. Montags, den 21. May 1804". Dort steht nämlich S. 1485—1486 unter der Rubrik „Auspaßirte Fremde" folgendes:

„Den 18. May:

Herr v. Chambaud, Major im Reg. v. Natzmer, Herr Baron von Klinkowström, Rittmeister, und Herr Baron von Molerus, Lieutenant in Schwedischen Diensten, Herr Graf von Seibollsdorff, Lieutenant in Bayerischen Diensten, Herr Hofrath von Schiller, aus Weimar, und Herr Kammerherr von Jagow, sämmtlich nach Potsdam".

Die vorhergehende Nummer des „Intelligenz-Blattes" war „Sonnabend, den 19. May", erschienen und hatte die Fremden vom „17. May" enthalten.[1])

Der Widerspruch der Zeitangaben im „Intelligenzblatt" und in Schillers Kalender ist schwer zu erklären. Sollte wohl das Intelligenzblatt im Datum sich irren? — Denn während die weiteren vier

---

[1]) „Von Schillers Reisegefährten ist Major v. Chambaud näher zu bestimmen. Er stand in Culm in Westpreußen; das Regiment Natzmer (Nr. 54) gehörte zur Westpreußischen Inspektion des Generalmajors v. Larisch."

Abschnitte von Schillers Heimreise (Potsdam — Wittenberg, Wittenberg — Leipzig, Leipzig — Naumburg, Naumburg — Weimar) in einer Ausdehnung von je 6¼ bis 9½ Meilen vermutlich jede einen vollen Tag in Anspruch nahmen, wie dies ja auch die Kalender-Notiz behauptet, ist der 21. Mai, an dem der Dichter nach seiner eigenen Angabe in Weimar ankam und „Nathan den Weisen" im Hoftheater sah, fest bestimmt durch Burckhardts „Repertoire des Weimarischen Hoftheaters unter Goethes Leitung 1791—1817".

Nach seiner eigenen Aufzeichnung war Schiller in Potsdam „Mittags bei Beyme" — also bei dem Geheimen Kabinettsrate des Königs. Dieser war nach den Ausführungen Emil Palleskes[1]) am vorhergehenden Tage, den 16. Mai, durch ein Memoire Ifflands auf den hochwillkommenen Besuch vorbereitet worden. Darin war gesagt: „Gegen Herrn Sekretair Pauli, hat Herr von Schiller gestern geäußert, daß er gern in Berlin zu bleiben wünsche. Mindestens einige Jahre. Ob es nicht zu bewürken sein mögte, daß er als Academicien mit einem Gehalt angestellt, nach der Kenntniß die er nun vom Berliner Publikum erhalten habe und noch erhalten werde, für das National-Theater arbeiten könne? Im Laufe des Gespräches hat er ferner geäußert, falls H. v. Müller aus Wien nicht kommen sollte, würde er für das Studium der Geschichte dem Kron Prinz dienen können". . . . In einem diesem Memoire beigegebenen Briefe wurde angekündigt, der Hofrath Greuhm werde den Dichter am Donnerstag (den 17. Mai) Mittag zu Beyme führen, dem der Schreiber anheim stellt, „ob der Faden angesponnen werden solle." Weshalb nun geleitete Iffland den befreundeten Dichter nicht persönlich nach Potsdam? — Auch davon spricht der erwähnte Brief. Der Schreiber wollte am 19. Mai zu einem großen, nicht aufzuschiebenden Familientage in Hannover eintreffen, wo ein dreifaches Fest gefeiert werden sollte: die silberne Hochzeit seines Bruders, der Geburtstag seiner Schwester und der Jahrestag seiner eigenen Hochzeit. Die Zeilen, welche von Ifflands persönlichen Angelegenheiten handeln, strömen über von freudiger Hoffnung auf die kommenden Stunden und von Erkenntlichkeit gegen den Empfänger des Briefes, den hochstehenden Staatsmann, dem jener viel Gutes und Liebes zu danken habe.

[1]) Emil Palleske, Schillers Leben und Werke. 15. Aufl. II. Bd. Stuttgart 1900. S. 388 390. — Teichmann, Literarischer Nachlaß. S. 234, 235. Geh. Staats-Archiv. — Berlin. Acta des Kabinets König Friedrich Wilhelms III. Gelehrte u. Schriftsteller. Litt. L—Z. 1797—1806. Rep 89. 36 B.

Hugo Holstein[1]) wendet sich gegen den Vorwurf, den Palleske unserm Theaterdirektor macht, dieser habe dem Memoire mit Bezug auf Schillers Sache nichts weiter als das kühle Wort beigefügt: „Ich lege ein Memoire bei, welches Herr von Greuhm kennt, und überlasse es Ihrem Ermessen, ob der Faden angesponnen werden soll." Mit Recht fragt jener, was Iffland anderes noch hätte tun sollen, als den vorgeschriebenen Instanzengang einschlagen, indem er die Einleitung dazu traf, daß Schillers Angelegenheit beim König zum Vortrag gelangte.

„Abends in der Komödie „„Fanchon““, heißt es weiter in Schillers Kalender. Jedenfalls sah der Weimarer Gast das Stück in Gegenwart des Königs und der Königin, die die Mitglieder des National-Theaters zu dieser Vorstellung nach Potsdam befohlen hatten. „Fanchon", das Leiermädchen, von Kotzebue, mit Musik von Himmel, war des Komponisten berühmteste Schöpfung. König Friedrich Wilhelm II. hatte diesen zu seinem Kapellmeister ernannt, und als solcher begründete er — teils durch sein meisterhaftes Klavierspiel, teils durch seine Kompositionen sowohl im Kirchen- wie im Opernstile — seinen Ruf. Seine Fanchon empfiehlt sich zwar durch Lieblichkeit, Leichtigkeit und charakteristische Musik, die aus jeder einzelnen Person mit Klarheit hervortritt; sie kann jedoch unsern großen und genialen Musikwerken nicht an die Seite gesetzt werden.

Vom 17. zum 18. Mai wohnte die Familie Schiller nach der Angabe des Kalenders „Nachts bei Massenbach".

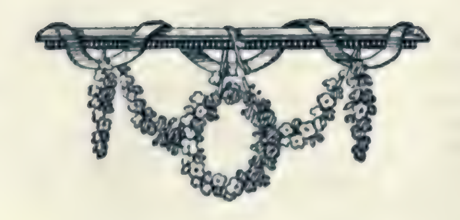
Der damalige Oberst August Ludwig von Massenbach,[2]) geb. 16. April 1758, war ein Jugendfreund Schillers. Beide studierten zusammen in der Militär-Akademie auf der Solitude und in Stuttgart, worauf Massenbach auf der inzwischen zur „Hohen Carls-Schule" erhobenen Akademie als württembergischer Leutnant und Professor die reine Mathematik lehrte und sodann — 1783 — in preußische Dienste trat.[3])

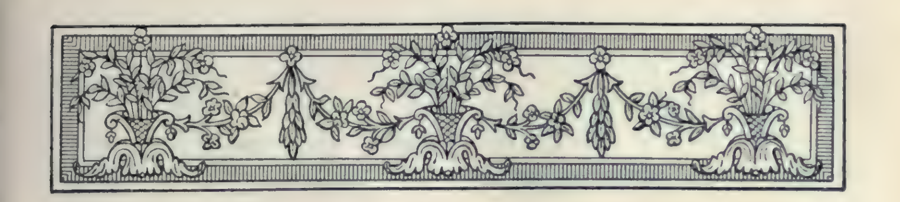
[1]) A. W. Iffland, Über meine theatralische Laufbahn. Herausgegeben von Hugo Holstein (= Deutsche Literatur-Denkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, in Neudrucken von Seuffert. 1886). S. VII, und H. Holstein, Zu Schillers Reise nach Berlin, in Kochs Studien zur vergleich. Literatur-Geschichte 1904. S. 471/475.

[2]) Eduard v. Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807. I. Bd. S. 152.

[3]) Das gelehrte Schwaben: oder Lexikon der jetzt lebenden schwäbischen Schriftsteller ... Herausgegeben von Johann Jacob Gradmann, evangelischem Pfarrer in Ravensburg. In Verlag beym Verfasser. 1802. S. 356. — Ferner: Julius Hartmann, Schillers Jugendfreunde. S. 76ff. Stuttgart und Berlin 1904.

E. von Höpfner sagt über ihn in seiner „Geschichte des Krieges von 1806 und 1807" folgendes: „Der erste Anblick des Obersten verrieth bereits den Enthusiasten. Es fehlte ihm nicht an auffassendem, bildendem Verstand, an großer Beweglichkeit des Geistes und einer rastlosen, fortreißenden Thätigkeit, wohl aber an Takt, an gesundem Urtheil, an klaren Ideen, an Konsequenz und Stetigkeit und im Augenblick der Gefahr an Selbständigkeit. Im Revolutionskriege hatte er sich durch unermüdeten Eifer und durch eine wissenschaftliche Ansicht von der Kriegführung ausgezeichnet. . . . Seitdem hatte sich der Oberst Massenbach durch eine unglaubliche Menge von Schriften und Memoiren eine Art Ruf gemacht und als Enthusiast seit dem Auftreten Bonapartes das frühere politische Bekenntniß völlig umgewandelt, indem er an Stelle des Kampfes gegen das revolutionäre Frankreich nichts Ruhmwürdigeres, nichts Weiseres für Preußen ermitteln konnte, als das Schicksal dieses Staates in die Hände des französischen Machthabers zu legen, wenn auch auf Kosten aller Selbstständigkeit". Der Unstern unseres Vaterlandes wollte es, daß der Fürst von Hohenlohe, dessen General-Quartiermeister jener 1806 war, einem solchen Manne sich ganz ergab und ihm auch da noch „sein unbedingtes Vertrauen" schenkte, wo jedermann über ihn bereits völlig ins klare gekommen war.





# Die Rückkehr nach Weimar.

Schiller benutzte vermutlich, wie es technisch heißt, „den von Berlin nach Leipzig fahrenden“ Post-Cours.[1]) Nach seiner eigenen Angabe reiste er mit seiner Familie den 18. Mai „von Potsdam nach Wittenberg“. Hatte die Fahrstrecke von Berlin bis Potsdam, wie aus dem historisch-genealogischen Post-Kalender von 1804 hervorgeht, 4 Meilen betragen, so war die neue Strecke $9^1/_2$ Meilen lang. In Wittenberg gingen unsere Reisenden wohl auf die Königlich Sächsische Post über. Am 19. Mai kamen sie „nach Leipzig“, nachdem sie einen Weg von weiteren 8 Meilen zurückgelegt hatten. Da Schiller bemerkt, daß er mit den Seinigen am 20. — dem Pfingstsonntage — „nach Naumburg“ gekommen sei, so sehen wir, daß auf diesen Tag eine Fahrt von $6^3/_4$ Meilen entfiel, die über Lützen und Weißenfels ging. Den 21. Mai 1804 war er wieder „in Weimar angekommen“, nachdem er über Eckartsberga eine um weniges kürzere Fahrt als am Tage vorher — nämlich eine solche von $6^1/_4$ Meilen — gehabt. Am Abend desselben Tages erschien er im Theater und sah „Nathan den Weisen“ nach seiner Bearbeitung. Hier werden Freunde und Bekannte ihn begrüßt und ihm zu seiner Rückkehr Glück gewünscht haben. Am 22. Mai richtete er von Weimar aus einen ausführlichen Brief an Cotta.[2])

Die nächsten Tage verbrachte er, angegriffen von der Reise, in großer Ruhe. Noch am 30. Mai schreibt er an Goethe:[3]) „Die

---

[1]) Wilhelm Heinrich Matthias, Darstellung des Postwesens in den Königlich Preußischen Staaten. I. Bd. Berlin 1812. S. 143.

[2]) Jonas, Nr. 1970. — Vgl. auch Ernst Müller, Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken. Leipzig 1900. S. 168/169.

[3]) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805. Dritte Ausgabe. II. Bd. Vom Jahre 1798 bis 1805. Stuttgart 1870. S. 425. — Jonas, Nr. 1973.

Maschine ist noch nicht im Gange." Ein Wunder war es nicht. Denn eine Postreise war damals in unserem Vaterlande selbst für einen gesunden Menschen eine Strapaze, geschweige denn für einen leidenden. Mochten auch wenigstens in Preußen die vom General-Postmeister Seegebarth herrührenden Einrichtungen für musterhaft gelten: schon die Langsamkeit der ohne Federn gebauten, meist schwer bepackten Postwagen, die in der Regel zu einer Meile Weges zwei Stunden Zeit brauchten, war lästig. Da Chausseen noch sehr selten waren, so wurden die Passagiere in Mark und Bein erschüttert, namentlich wenn es in gestrecktem Trabe über holperiges Straßenpflaster ging und die Kisten und Pakete in der Schoßkelle in Aufruhr gerieten. Noch schlimmer war es bei Regenwetter. „Wenn der liebe Gott gerade herunter regnen ließ", sagt R. von Eberstein[1]), ein Zeitgenosse der Befreiungskriege, „so konnte man im großen Postwagen wohl trocken bleiben; kam aber der Regen von der Seite, so wurde dem Passagier der Pelz gewaschen, da die Seitenleder dem heulenden Sturm wie den flankierenden Regengüssen nur schwachen, teilweisen Widerstand leisteten." Rechnet man dazu die Scherereien, die des Reisenden an jeder Zollstation warteten, und die Umständlichkeiten an jedem Stadttor, wo jener weitläufig nach Namen, Geschäft, sowie Dauer des Aufenthaltes gefragt wurde, so wird man begreifen, daß selbst die schönsten Melodien, die der „Schwager" auf dem Kutschbocke seinem Posthorn entlockte, keinen hinreichenden Ersatz für die unvermeidlichen Leiden der Reise boten.

Alle die hier vorgeführten kleinen Erlebnisse unseres Dichters waren jedoch nicht der Hauptzweck von Schillers Berliner Reise. Über diesen äußerte sich der Weimarer Musenfreund in einem Schreiben an Freund Körner vom 28. Mai 1804, wie folgt:[2]) . . . „Daß ich bei dieser Reise nicht bloß mein Vergnügen beabsichtigte, kannst Du Dir leicht denken; es war um mehr zu thun, und allerdings habe ich es jetzt in meiner Hand, eine wesentliche Verbesserung meiner

---

[1]) Aus Gumbinnens Vergangenheit (1812—1815). Aufzeichnungen des Generalleutnants Robert v. Eberstein. Von Dr. Johannes Schneider, Professor. (Abhandlung im Programm der städtischen Realschule zu Gumbinnen.) Gumbinnen 1904. (Programm Nr. 12.) S. 11/12. — B. E. Crole, Geschichte der deutschen Post von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Eisenach 1889. S. 51 und 61. — Dr. M. Möller, Die Poesie der Postkutsche; in der „Woche", 6. Jahrg., Nr. 35 vom 27. August 1904.

[2]) Jonas, Nr. 1972.

Existenz vorzunehmen. Zwar wenn ich nicht auf meine Familie reflectiren müßte, würde es mir in Weimar immer am besten gefallen. . . . Um meinen Kindern einiges Vermögen zu erwerben, muß ich dahin streben, daß der Ertrag meiner Schriftstellerei zum Capital kann geschlagen werden, und dazu bietet man mir in Berlin die Hände. Ich habe nichts da gesucht, man hat die ersten Schritte gegen mich gethan, und ich bin aufgefordert, selbst meine Bedingungen zu machen.

Es ist aber kostbar in Berlin zu leben, ohne Equipage ist es für mich ganz und gar nicht möglich, weil jeder Besuch oder Ausgang eine kleine Reise ist. Auch andere Artikel sind sehr theuer, und unter sechshundert Friedrichsd'or könnte ich gar nicht mit Bequemlichkeit leben; ja diese würden nicht einmal hinreichen. . . . Es steht also bei den Göttern, ob die Forderung, die ich zu machen genöthigt bin, wenn ich mich nicht verschlimmern will, nicht zu hoch wird gefunden werden.

Berlin gefällt mir und meiner Frau besser, als wir erwarteten. Es ist dort eine große persönliche Freiheit und eine Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben. Musik und Theater bieten mancherlei Genüsse an. . . .

Auf der anderen Seite zerreiße ich höchst ungern alte Verhältnisse, und in neue mich zu begeben schreckt meine Bequemlichkeit. . . . Gegen den Herzog habe ich Verbindlichkeiten, und ob ich gleich mit ganz guter Art mich loszumachen hoffen kann, so würde mirs doch wehe thun zu gehen. Wenn er mir also einen nur etwas bedeutenden Ersatz anbietet, so habe ich doch Lust zu bleiben. So stehen die Sachen." . . .

Nicht ganz standen die Sachen so, was des Dichters Gattin betrifft. Sie wäre in Berlin unglücklich gewesen; die Natur dort hätte sie zur Verzweiflung gebracht. „Ich wollte und durfte nicht Nein sagen", schreibt sie an Fritz von Stein — Weimar, den 9. Dezember 1804 —,[1]) „denn ich wollte Schillern seine ganze Freiheit lassen, und nichts für mich selbst wünschen, da es die Existenz meiner Familie betraf. . . . Sie wissen, daß es um uns herum auch nicht gerade schön ist, aber ich weinte fast, als ich die erste Bergspitze wieder erblickte." . . .

---

[1]) Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn v. Stein. (Beilagen). S. 160/161.

Mit gleicher Kälte stand **Körner** dem Plan gegenüber. Er schrieb am 17. Oktober 1804 an Schiller: „. . . Für Deine Aussichten in Berlin habe ich mich nie recht interessiren können. Nur sehr überwiegende Vortheile könnten Dich für den dortigen Aufenthalt bestimmen. Das geistige Klima in Berlin hat mir nie gefallen wollen.“[1])

Doch wir müssen unsere Aufmerksamkeit noch einmal nach Berlin zurück lenken.

Der Geheime Kabinettsrat Beyme hatte inzwischen den Gedanken, Schiller an Berlin zu fesseln, mit Freuden aufgegriffen. Er wird diesen Plan im Laufe des 17. Mai mit Seiner Majestät besprochen und Schiller auch bereits abends im Theater die Geneigtheit des Königs, ihn nach Berlin zu berufen, mitgeteilt und jenen zugleich zur Angabe seiner Bedingungen aufgefordert haben.[2]) Dem entspricht auch eine „**Berichtigung**“, die Beyme im April 1830 sich veranlaßt sah, in das Intelligenzblatt der Halleschen „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ rücken zu lassen.[3]) Es habe nämlich, so behauptete jener, Goethe unterm 18. Oktober 1829 in seiner Zueignungsschrift an Seine Majestät den König Ludwig I. von Bayern, vor dem letzten Teile seines von ihm herausgegebenen Briefwechsels mit Schiller, gegen die Fürsten Deutschlands, die Zeitgenossen Schillers waren, den mittelbaren Vorwurf erhoben, unter ihnen hätte sich kein Beschützer gefunden, durch dessen Gunst dem befreundeten Dichter das Leben erheitert und dem Vaterlande seine Geisteskräfte länger erhalten worden wären. Tatsächlich läßt sich dergleichen **nicht** aus Goethes Worten herauslesen, die nichts weiter als den Ausdruck des Bedauerns darüber enthalten, daß dem längst Dahingeschiedenen das Glück versagt gewesen wäre, dem für Kunst und Wissenschaft begeisterten bayerischen

---

[1]) Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers. Zweite vermehrte Auflage. Herausgegeben von Karl Goedeke. Zweiter Theil: 1793 bis 1805. Leipzig 1874. S. 473.

[2]) Düntzer, Schiller und Goethe. Übersichten und Erläuterungen. S. 277 ff.

[3]) Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung. April 1830. Nr. 29. S. 233. — (Dorow) Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Litteratur. Dritter Band. Berlin 1839. S. 208 ff. — L. Geiger im Goethe-Jahrbuch, Bd. XIV (1893). S. 139 bis 140. (Anmerkung zum Briefe Varnhagens von Ense an Goethe, Berlin, 16. April 1830.) — Carl Schüddekopf im Goethe-Jahrbuch, Bd. XX (1899). S. 94 bis 105. (Ein Nachspiel zum Briefwechsel mit Schiller.)

Herrscher anzugehören. Um aber wenigstens von seinem Könige, dem Könige von Preußen, diesen angeblichen Vorwurf abzuwehren, brachte Beyme „die amtlich nur ihm bekannte Tatsache" zur allgemeinen Kenntnis, daß König Friedrich Wilhelm III. Schillern, als dieser den Wunsch hätte verlauten lassen, nach Berlin überzusiedeln, und deshalb nach Potsdam gekommen wäre, aus eigenem Antriebe ein Gnadengehalt von 3000 Talern nebst freiem Gebrauche einer Hofequipage zugesichert gehabt hätte. Nur die bald darauf erfolgte Krankheit und der frühzeitige Tod des Mannes hätten die Ausführung dieser hochherzigen Zusage gehindert.

Mochte auch Friedrich Immanuel Niethammer in seinem Briefe an den Kanzler v. Müller — München, den 29. April 1830 — die Beymesche Behauptung, Schiller sei deshalb nach Potsdam gekommen, um eine Anstellung in Berlin zu erlangen, als „keck" und als unvereinbar mit der Treue des Dichters gegen seinen Herzog bezeichnen, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß der verstorbene Freund des süddeutschen Philosophen im Frühjahr 1804 ernstlich daran gedacht hat, preußischer Staatsbürger zu werden.

Wenn freilich Beyme die alsbald erfolgte Erkrankung Schillers, die zum Tode führen sollte, als die einzige Klippe ansah, an der der Vertrag mit dem weimarischen Dichter scheiterte, so hat er mit wenig Sachkenntnis geurteilt. Allerdings mag das Bewußtsein seines körperlichen Leidens das seinige dazu beigetragen haben, bei dem zum Ufer der Ilm Heimgekehrten einen festen Entschluß hinauszuzögern; aber andere Einflüsse waren offenbar mit im Spiele. Beim Aufsuchen dieser ist allerdings Vorsicht geboten.

Zunächst erscheint es undankbar, bei dem offensichtlichen Entgegenkommen des preußischen Hofes mit Goedekes Grundriß[1]) zu behaupten, daß einer wirklichen Berufung Schillers nach Berlin „an dem allem Genialen abgeneigten engen Sinne des Königs damals noch eine unübersteigbare Schranke entgegengestanden hätte". Näher liegt eine andere Vermutung.

Ein Blick auf das kummervolle Antlitz der Gattin, die mit ihrer ganzen Seele an der thüringischen Heimat hing, legte dem Starkumworbenen wohl neue Erwägungen über das angestrebte Glück nahe. „Ich hatte große Sorge diesen Sommer", schreibt Charlotte an

[1]) Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Literatur. 2. Auflage von Goetze. V. Bd. 2. Abth. Dresden 1893. S. 93.

Bartholomäus Ludwig Fischenich,[1]) — Weimar, den 8. November 1804 —. „Wir waren dieses Frühjahr in Berlin, man war sehr artig gegen Schiller, und machte ihm vortheilhafte Anträge, dort zu bleiben. Mein ganzes Herz war verwundet bei diesen Aussichten; denn so trostlos wie die Natur, waren mir die näheren menschlichen Verhältnisse auch. Meiner Familie wegen hätte ich nicht dagegen sprechen können"...

Nichts hindert uns an der Annahme, daß der erneuerte Verkehr mit lieben Freunden in der Heimat in Schiller die Neigung zum Erwerben zurückgedrängt habe; auch wissen wir, daß Goethe ihm damals riet, die beiderseitigen Vorteile gegeneinander abzuwägen. Bellermann[2]) weist darauf hin, daß dem Dichter nun erst klar geworden sei, wie sehr er innerlich an Weimar gebunden gewesen wäre. „Wodurch hätte ihm", fragt jener, „sein Verhältnis zu Goethe aufgewogen werden können?" Dazu gesellten sich die Bemühungen des Weimarischen Hofes, Schiller den Entschluß zum Bleiben zu erleichtern.

„Aber man hat sich hier", fährt Charlotte von Schiller in dem oben erwähnten Briefe fort, „thätig und freundschaftlich gezeigt, und unser Herzog hat für Schiller gethan, was er verlangt."..

Wie kam es dazu?

Am 4., bzw. 5. Juni 1804 schreibt Schiller — nach einem Vermerk in seinem Kalender — einen Brief „an den Herzog wegen einer Zulage".[3])

Er teilt dem Herzog Carl August, seinem durchlauchtigsten, gnädigsten Herrn darin mit, daß ihm der Geheime Kabinettsrat Beyme unerwartet und ungesucht Anträge gemacht, seine Person in Berlin zu fixieren, und daß dieser ihn zugleich aufgefordert habe, die Bedingungen zu nennen, unter welchen er hierzu geneigt sei. Man sei willens, ihm so viel zu bewilligen, wie er zu seiner Existenz in einer großen Stadt würde nötig haben. Der Ertrag seiner Schriften würde demnach ein reiner Gewinn sein. Von ihm würde indessen in dieser Angelegenheit kein Schritt getan werden, den er nicht zuvor dem Herzog zur Genehmigung unterbreitet hätte, und ohne daß diese zuvor erteilt wäre. Deshalb mache er auch dem Herzog die erste Mitteilung

---

[1]) Dr. J. H. Hennes, Fischenich und Charlotte von Schiller. Aus ihren Briefen und andern Aufzeichnungen. Frankfurt a. M. 1875. S. 61.

[2]) Ludwig Bellermann, Schiller. Leipzig, Berlin u. Wien 1901. S. 240.

[3]) Jonas, Nr. 1975.

davon und überlasse den Ausgang der Sache vertrauensvoll seiner Entscheidung.

Schiller gedenkt der fortwährend gnädigen Gesinnung des Herzogs gegen ihn, und was er diesem schulde. Dies gestatte ihm nicht, leichtsinnig und aus Gewinnsucht die heiligsten Bande zu zerreißen. Auch sonst würde er den Aufenthalt in Weimar, an das ihn Neigung und freundschaftliche Bande fesselten, jeder noch so glänzenden Stellung in der Ferne vorziehen.

Aber er hätte Familie, und obgleich er mit dem, was die Großmut des Herzogs ihm bewilligt, und was ihm seine Arbeiten einbrächten, völlig sorgenfrei leben könne, so wäre es doch in seinem Alter von 45 Jahren und bei seiner fortwährenden Kränklichkeit seine Pflicht, darauf bedacht zu sein, bei Zeiten etwas für seine Kinder zurückzulegen. Lediglich diese Rücksicht habe ihn bestimmt, die sich ihm bietenden glänzenden Aussichten nicht zurückzuweisen. Sein höchstes Glück würde aber darin bestehen, dies tun zu können, wenn ihn die Gnade des Herzogs hierzu in den Stand setzte.

In Berlin wolle man ihm so viel bewilligen, wie seine Existenz in dieser Stadt erheische. Dadurch würde ihm die Möglichkeit geboten, den vollen Ertrag seiner Schriften für den erwähnten Zweck zurückzulegen. Aber gern wolle er auch fernerhin zwei Dritteile seiner Privateinnahme für seinen Unterhalt verwenden, wenn ihm nur die Aussicht bliebe, ein Dritteil derselben für seine Kinder zu sparen.

Er bittet den Herzog, ihn in diese Lage zu versetzen, gedenkt dabei der vielen Beweise der Fürsorge desselben für sein Glück, und daß er die Begründung dieses Glückes nur ihm zu verdanken habe, weshalb er auch der Hoffnung lebe, daß der Herzog dies sein Werk durch die Genehmigung seiner Bitte krönen werde.

Hierauf antwortete der Herzog einige Tage nach seiner Rückkehr von einer Inspektionsreise:

„Weimar, den 6. Juni 1804.

Für die mir gestern überschriebenen Gesinnungen danke ich Ihnen, werthester Freund, bestens. Von Ihrem Herzen erwartete ich mir, als ich die Nachricht erhielt, daß man Sie nach Berlin zu laden wünschte, daß Sie so handeln, und so die Lage der Sache beurtheilen würden, als wie Sie es gethan haben. Mit Dankbarkeit erwidere ich Ihnen auf Ihr gestriges Schreiben, daß ich mir von Ihnen erbitte, Sie möchten mir diejenigen Mittel sagen, durch

welche ich Ihnen den mir so erfreulichen Vorsatz bei uns zu bleiben, belohnen könne, und wodurch ich Ihre Existenz als Hausvater in eine Lage zu bringen vermögte, die für die Dauer Ihnen nicht bereuen ließe, das kleinere Verhältniß dem größeren vorgezogen zu haben.

Schreiben Sie mir aber wiederholt Ihre Wünsche und leben wohl.

Carl August, H. z. S. W."

Infolge dieser ebenso wohlwollenden wie gnädigen Zuschrift richtete Schiller Mittwoch, den 6. Juni 1804, ein Schreiben an Goethe,[1]) das dieser dem Herzog zur huldvollen Berücksichtigung vorlegte.[2])

Schiller erwähnt darin die günstigen Gesinnungen des Herzogs gegen ihn, die zu der Hoffnung berechtigten, daß dieser ihm „solid" zu helfen gedenke, und stellt sodann seine Bedingungen:

Um mit Anstand in Weimar zu leben, brauche er jährlich 2000 Taler. Davon habe er bisher 1400 bis 1500 Taler durch seine schriftstellerischen Arbeiten bestritten. 1000 Taler wolle er auch fernerhin gern zusetzen, wenn ihm von jetzt ab 1000 Taler „fixe Einnahme" gewährt würden. Wenn die Umstände dies nicht sogleich zuließen, so hoffe er, daß die gnädige Gesinnung des Herzogs zunächst seine bisherige Besoldung von 400 Talern auf 800 Taler erhöhe und die Summe von 1000 Talern erst in einigen Jahren voll mache. Er fragt nun bei Goethe an, ob er, ohne den Vorwurf der Unbescheidenheit auf sich zu laden, in diesen Terminis sich gegen den Herzog erklären könne.

Hierauf schrieb der Herzog an den Geheimen Rat Voigt,[3]) daß er gesonnen sei, Schillern von Johannis ab 400 Taler zuzulegen, und bei schicklicher Gelegenheit noch 200 Taler. Er sprach zugleich den Wunsch aus, Voigt möchte diese Sache geheim halten, weil es

---

[1]) Jonas, Nr. 1977.

[2]) Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. IV. Abteilung. 17. Bd. Briefe: Anfang 1804 bis 9. Mai 1805. Weimar 1894. Nr. 4906. S. 138. — Goethe-Briefe. Mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von Philipp Stein. Bd. V. Berlin 1904. S. 143. Nr. 1067.

[3]) Veröffentlicht von O. E. Seidel im Goethe-Jahrbuch. Bd. VII. (1886), S. 200/201. Vgl. Goethe-Briefe von Stein. V. S. 143, Anm. 2.

Schillern dann gelingen würde, die Berliner um eine tüchtige Pension zu prellen, wenn er sich verpflichte, Stücke für das Berliner Theater zu liefern und die Aufführung derselben an Ort und Stelle zu dirigieren. Dem Herzoge wäre dieser Gedanke eingefallen, um Schillern für sein honnetes Betragen in dieser Angelegenheit zu belohnen, indem er sich in diesem Falle noch besser stehen würde, als Schiller dies in seinem Gesuche auszudrücken gewagt habe, und auch darum, „um seinen Spaß mit den Berlinern zu haben".

Am 8. Juni 1804 trägt Schiller in seinen Kalender die Bemerkung ein: „Vom Herzog die Zulage von 400 Rthlr. akkordirt bekommen", und richtet sodann ein Dankschreiben an seinen Landesherrn.[1]) Er spricht darin seine Erkenntlichkeit aus für die gnädige und edelmütige Gesinnung Seiner Durchlaucht, die ihn von einer großen Last befreie. Jedes ihm anderswo angebotene Glück würde ihm ein schweres Opfer auferlegt haben, wenn man daran die Bedingung geknüpft hätte, daß er Weimar mit einem anderen Orte vertauschte. Die Großmut des Herzogs habe nun für immer seinen Lebensplan geregelt. Er sei fortan imstande, etwas für die Seinigen zu tun. Schon jetzt habe er soviel erübrigt, um sein Haus noch dieses Jahr schuldenfrei zu machen.[2]) Diese Einzelheiten erwähne er zu dem Zweck, um Seiner Durchlaucht, dem Herzoge, einen Beweis zu liefern, daß dessen edelmütige Absichten mit ihm und den Seinigen nicht unerfüllt bleiben würden.

Ferner äußert er mit Genugtuung, daß der Geheime Rat von Goethe ihm mitgeteilt habe, Seine Durchlaucht hätten die Gnade gehabt, zu gestatten, daß er, der Briefschreiber, einige Monate im Jahre in Berlin zubringen könne, was seine Gedanken erweitern und einen glücklichen Einfluß auf seine Werke ausüben würde. Schiller erinnert sich gerührten Herzens der Zeit, wo er das Glück hatte, sich dem Herzog in Mannheim und sodann in Darmstadt zu nahen, und der Gnade, welche Seine Durchlaucht am letzteren Orte durch Verleihung des Charakters als Rat[3]) ihm erwiesen habe.

Da ihm der Herzog gestattet hatte, die Unterhandlungen mit Berlin fortzusetzen, so schrieb Schiller am 18. Juni an den Geheimrat Beyme. Er erklärte, daß er im Vertrauen auf die großmütigen

---

[1]) Jonas, Nr. 1978.

[2]) Er hatte dieses am 19. März 1802 für 4200 Taler gekauft.

[3]) Diese erfolgte am 27. Dezember 1784.

Absichten des Königs und die wohlwollenden Gesinnungen des Geheimen Kabinettsrats freimütig seine Wünsche zu äußern wage. Er zweifle keinen Augenblick, daß ein längerer Aufenthalt in Berlin ihn fähig machen würde, in seiner Kunst vorzuschreiten und in das Ganze der dortigen Theateranstalt zweckmäßiger einzugreifen. Den Gedanken einer gänzlichen Versetzung von Weimar nach Berlin müsse er indessen im Hinblick auf seine zahlreiche Familie fallen lassen, da sich der Unterhalt für diese in der großen Stadt allzu kostspielig stellen würde. Indessen genügte, um den vorliegenden Zweck zu erfüllen, ein zeitweiliger Besuch der preußischen Hauptstadt durchaus. Schiller verspricht sich von einer regelmäßigen Abwechselung seines Aufenthaltes in der belebten Großstadt und in der stillen thüringischen Heimat eine außerordentlich günstige Wirkung auf seine dichterische Tätigkeit. Um aber in den Stand gesetzt zu sein, die nötige Zeit des Jahres in Berlin mit Anstand zu leben, bedürfe er eines Gehaltes von 2000 Talern.[1])

---

[1]) Schiller an Beyme (Königl. Geh. Staats-Archiv. Acta des Kabinets König Friedrich Wilhelms III. Gelehrte und Schriftsteller. Litt. L.-Z. 1797 bis 1806. Rep. 89, 36, B.)

(Da der Brief bei Jonas Nr. 1982 orthographisch nicht ganz genau wiedergegeben ist, möge der Wortlaut hier noch einmal buchstabengetreu folgen.)

— Beischrift von fremder Hand: Ad Aa bis sich Gelegenheit findet.

1805.

V. i. —

Hochwohlgebohrner Herr,

hochzuverehrender Herr Geheimer Rath,

Nach den gütigen Aeuserungen, die Sie mir in Potsdam gethan, nehme ich keinen Anstand, Ihnen meine Wünsche mit der Freimüthigkeit zu entdecken, die ich den großmüthigen Absichten des Königs und Ihren wohlwollenden Gesinnungen schuldig bin.

Daß ein längerer Auffenthalt in Berlin mich fähig machen würde, in meiner Kunst vorzuschreiten und in das Ganze der dortigen Theateranstalt zweckmässiger einzugreifen, zweifle ich keinen Augenblick; aber eine gänzliche Versetzung von Weimar nach Berlin mit meiner zahlreichen Familie würde ich nur unter Bedingungen ausführen können, welche die Bescheidenheit mir nicht zu machen erlaubt.

Doch auch schon der Auffenthalt von mehreren Monaten des Jahrs zu Berlin würde vollkommen hinreichend seyn, jenen Zweck zu erfüllen. Ich würde durch eine solche Abwechslung meines Auffenthalts die beiden Vortheile vereinigen, welche das rege Leben einer großen Stadt zur Bereicherung des Geistes, und die stillen Verhältnisse einer kleinen zur ruhigen Sammlung darbieten,

Von seinen nunmehrigen, bedeutend herabgestimmten Zukunftsplänen benachrichtigt Schiller den Freund Körner unterm 3. Juli mit folgenden Worten:[1]

„In Absicht auf meine Berliner Angelegenheit ist soviel entschieden, daß ich auf keinen Fall aus meinen hiesigen Verhältnissen trete. Der Herzog hat sich sehr generöss gegen mich betragen, und mir meine Besoldung auf achthundert Thaler erhöht, auch versprochen, bei ehester Gelegenheit das Tausend voll zu machen. Doch bitte ich Dich, die Sache noch geheim zu halten, weil meine Negotiation in Berlin noch nicht abgebrochen ist, und es sich vielleicht thun läßt, beide Verhältnisse zu vereinigen; denn auch dies hat der Herzog mir erlaubt, wenn man in Berlin damit zufrieden ist, daß ich nicht ganz hinziehe, sondern nur auf gewisse Zeiten im Jahr dort zubringe. Ich erwarte nun in Kurzem von dort her Antwort, und wird mirs accordiert, so stehen meine Sachen auf einem guten Fuß." . . .

Daß man am Berliner Hofe nicht geneigt war, mit Schiller auf Grund der von diesem gestellten Bedingungen zu verhandeln, beweist eine kurze Eintragung in das Königliche Kabinettsjournal („Minütenband" Nr. 117[2]) unter dem Datum „Charlottenburg, 7. July 1804", die lautet: „Iffland. Brief und Memoire vom 16. May c. über den Wunsch d. H. v. Schiller beständig in Berlin zu bleiben, ad acta".

---

denn aus der größern Welt schöpft zwar der Dichter seinen Stoff, aber in der Abgezogenheit und Stille muß er ihn verarbeiten. Da es die großmüthige Absicht des Königs ist, mich in diejenige Lage zu versetzen, die meiner Geistesthätigkeit die günstigste ist, so darf ich von Seiner Gnade erwarten, daß Seine Majestät mir dieses Glück unter derjenigen Bedingung zusagen werde, von welcher es unzertrennlich ist.

Zweytausend Rthlr jährlicher Gehalt würden mich vollkommen in den Stand setzen, die nöthige Zeit des Jahrs in Berlin mit Anstand zu leben und ein Bürger Des Staats zu seyn, den die ruhmvolle Regierung des vortrefflichen Königs beglückt.

Mit größter Verehrung verharre ich

Euer hochwohlgebohren

gehorsamster Diener

Weimar
den 18. Juny 1804.

v Schiller.

[1]) Teichmann, Zur Erinnerung an Schiller. S. 8. — Jonas, Nr. 1973.

[2]) Geheimes Staatsarchiv — Berlin. Minüten. 1804. (Nr. 117.) März bis Juli. S. 498.

Am Montag, den 16. Juli, war der erwünschte Bescheid aus Berlin noch nicht eingetroffen, an den, wie wir jetzt wissen, gar nicht mehr zu denken war, und so konnte unser Dichter dem ärztlichen Berater und Freunde in Berlin, Christoph Wilhelm Hufeland,[1]) auch nur eine Skizze der augenblicklichen Verhältnisse geben:

„Ihr freundliches Andenken, mein theurer, verehrter Freund, hat meine Frau und mich höchlich erfreut. Daß Sie mir darin zuvorgekommen sind, und daß ich selbst Ihnen nicht früher für die liebevolle Aufnahme gedankt, die wir bei Ihnen erfuhren, ist nicht die Schuld meiner Nachlässigkeit. Ich glaubte Ihnen zugleich etwas bestimmtes über meine künftigen Verhältniße zu Berlin schreiben zu können, indem ich nun täglich eine Entscheidung darüber erwarte."

Indem sich der Briefschreiber sodann mit den von Beyme in seinem Interesse angestellten Bemühungen beschäftigt, fährt er fort:

„Der treffliche Mann, der auch Ihr Freund ist, hatte mich bei meinem neulichen Aufenthalt in Potsdam aufgefordert die Bedingungen zu nennen, unter denen ich in Berlin glaubte existiren zu können. Längst schon lebte es als Wunsch in meinem Herzen, einige Zeit im Jahr dort zubringen und den Einfluß einer so großen Stadt besonders auf meine Dramatische Productivität erfahren zu können. Aber freilich müßte mir keine fixirte Niederlassung in Berlin zur Bedingung gemacht werden. Denn außerdem, daß ich mich aus mehr als einem Grunde nicht ganz von Weimar trennen kann, und daß ein Aufenthalt zu Berlin mit einer ganzen Familie äußerst kostspielig für mich seyn würde so kenne ich mich auch selbst zu gut, um nicht überzeugt zu seyn, daß die Zerstreuungen einer großen Stadt, sowie überhaupt die größere Bewegung um mich herum das glimmende Fünkchen meiner Thätigkeit ganz ersticken würde. Um etwas poetisches zu leisten, muß ich 6—8 Monate im Jahre einsam leben, und dazu ist ein Ort wie Weimar, dem es nicht ganz an einigem belebenden Umgang fehlt, eben recht. Wird mir aber von Berlin aus zugestanden, meinen Aufenthalt zwischen dort und hier zu theilen, so sind meine Wünsche erfüllt und ich werde mich sowohl im poetischen als auch im oekonomischen besser befinden." . . .

Für den Fall, daß dieser sein Wunsch, den er an die Behörde habe gelangen lassen, mit Erfolg gekrönt würde, bittet Schiller den

---

[1]) Jonas, Nr. 1988.

bewährten Freund, ihm sein Herz und seine Arme geöffnet zu erhalten, und daß seine Hausgötter ihn freundlich empfangen.

Am selben Tage meldet Schiller in einem Schreiben an Friedrich Zelter,[1]) mit dem er in Berlin „vergnügte Stunden zusammen gelebt", daß in der bekannten Angelegenheit, für die er des würdigen Komponisten freundschaftliches Interesse voraussetzte, noch nichts entschieden sei. In einem Briefe Zelters an Goethe aus viel späterer Zeit, nämlich vom 22. April 1830, wird berichtet, nachdem Beymes Bemühungen um Schillers Sache rühmend hervorgehoben sind, daß es zur Zeit auch nicht an Hindernissen in Berlin gefehlt habe. Gegner des Planes seien „die Herren von der Gilde" gewesen, denen die Xenien „noch in akademischen Kaldaunen" gekniffen hätten. Der Einfluß von Hufeland und Fichte wäre noch gering gewesen, während bei aller Achtung, die man für Schiller gehegt hätte, doch in erster Reihe Kotzebue „gelesen, genossen und wiederholt" worden sei.[2])

Donnerstag, den 11. Oktober 1804, war die Angelegenheit Schillers noch um keinen Schritt weiter gerückt. Unter diesem Datum schrieb der Dichter an Körner:[3]) „Von Berlin habe ich noch nichts weiter vernommen, vermuthlich will man die Sache fallen lassen, weil ich auf einem fixen Aufenthalt in Weimar und der Fortdauer meiner hiesigen Verhältnisse bestanden habe. Ohnehin hätte ich jedes Engagement in meinen jetzigen Umständen ausschlagen müssen, da ich meiner Gesundheit gar nicht viel zutrauen kann. Auch kann ich mit meinen gegenwärtigen hiesigen Verhältnissen recht wohl zufrieden seyn, und es ist nicht unmöglich, daß sie sich noch weiter verbessern, da unsere Erbprinzessin, wie ich höre, gute Gesinnungen für mich mitbringt".

Noch kurz vor seinem Tode schrieb Schiller, Weimar, d. 2. April 1805, an Wilhelm von Humboldt[4]) in Rom: „Daß ich Anträge gehabt, mich in Berlin zu fixieren, wißen Sie, und auch daß mich der Herzog v. W. in die Umstände gesetzt hat, mit Aisance hier zu bleiben. Da ich nun auch für meine dramatischen Schriften mit Cotta und mit d Theatern gute Accorde gemacht, so bin ich in d Stand gesezt, etwas für meine Kinder zu erwerben, und ich darf hoffen, wenn ich

---

[1]) Jonas, Nr. 1987.

[2]) Vgl. Otto Harnack, Schiller. Berlin 1898. S. 375 bis 376: . . . „Es scheint danach, daß die Feinde rührig waren, und daß die Freunde sich endlich damit trösteten, die Berliner Aussichten würden doch in Weimar für Schillers Position nützlich sein."

[3]) Jonas, Nr. 2001.

[4]) Jonas, Nr. 2042.

nur bis in mein fünfzigstes Jahr so fortfahre, ihnen die nöthige Unabhängigkeit zu verschaffen. Sie sehen, daß ich Sie ordentlich wie ein Hausvater unterhalte, aber ein solches Häuflein von Kindern, als ich um mich habe, kann einen wohl zum Nachdenken bringen.

Übrigens leben wir hier in einem sehr angenehmen Verhältniß, und ich habe es noch keinen Augenblick bereut, daß ich es dem Aufenthalt in Berlin vorgezogen habe". . . .

Ist es nun auch unseren Großvätern nicht gelungen, den Mann für die ihm damals noch vergönnt gewesene kurze Spanne seines Lebens als Mitbürger zu gewinnen, so darf man doch Berlin als eine Stätte bezeichnen, die durch sein Verweilen geweiht ist für alle Zeiten. Dort in der Hauptstadt des neugeeinten Deutschen Reiches wurde auf dem zum Schillerplatze umgewandelten Gensdarmenmarkte vor dem Schauspielhause am 10. November 1871 das von Reinhold Begas geschaffene Schiller-Denkmal enthüllt.



# Nachwort.

Für hochherzige Förderung der vorliegenden Arbeit spreche ich in erster Reihe der Verwaltung des Königlichen Staatsarchivs zu Berlin meinen gehorsamsten Dank aus, sodann dem Herausgeber von Schillers Briefen, Herrn Schulrat Dr. Fritz Jonas in Berlin, der mir beim Lesen der Korrektur mit Rat und Tat hilfreich zur Seite stand.

**Albert Pick.**

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW12, Kochstraße 68—71.

